R. Fürchtegott Gellert

Ein Lebensbild

von

W. O. von Horn



Gellert 1715 – 1769

Ernst Mehl.

<36634936470013

Christian Fürchtegott Gellert.

Ein Lebensbild
für Deutschlands Jugend und Volk

von

W. O. von Horn.
(W. Oertel.)

Neue illustrierte Ausgabe mit vier Farbendruckbildern.

[1898]

Verlag von Carl Hirsch

Emmishofen (Schweiz.) **Konstanz** (Deutschland.)

I.

Seid ihr mir gefolgt, meine lieben Leser, in das wildbewegte Leben des Kriegers und Helden, wenn ich euch von Derfflinger und Eugenius von Savoyen, von Zieten und Blücher erzählt, von ihren Schlachten und Siegen, — oder in das unermeßliche Weltmeer, wenn ich euch zeigte, wie Kolumbus, kämpfend mit tausendfachem Ungemach, es durchschiffte bis zu den Inseln Amerikas, so folget mir auch jetzt in ein heimliches, stilles Stübchen, darin ein Liebling des deutschen Volkes lebte und dichtete, ein Mann, geliebt, geachtet, verehrt vom Palaste bis zur Hütte, wie wenige vor ihm und nach ihm; ein Mann, fromm und treu und segensreich durch sein Wort, wie durch sein Thun, — ich meine den edlen Christian Fürchtegott Gellert, den Dichter der frommen Gotteslieder, die wir in unseren Gottesdiensten singen, und der lehrreichen Fabeln, die uns mit ihren darin verborgenen guten Lehren vor manchem Abwege schützen, vor dem Unrechten warnen und zum Guten ermahnen; ein Mann, der selbst in seinem Leben uns ein schönes Vorbild der Treue, der frommen Ergebung, der Demut und opferfähigen Christenliebe darstellt.

Das Pfarrhaus in dem Städtchen Hainichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge war um das Jahr 1715 ein Bild kläglichen Verfalles. War die Stadtkasse zu arm, oder nahm der Magistrat so wenig Anteil an dem Wohl und Wehe seines treuen, frommen zweiten Pfarrers, Christian Gellert, daß er nicht besser sorgte, ich weiß es nicht; aber soviel weiß ich, daß

fünfzehn Stützen es unterfingen, damit es nicht auf unliebsame Einfälle käme, wie man scherzend sagte. Und dennoch war Raum genug in diesem alten, gebrechlichen Hause für eine große Familie, für ein reines, stilles, frommes, bescheidenes Glück, für ein Familienleben nach dem Herzen Gottes in glaubensfrommer Liebesgemeinschaft. —

Eine schöne Anzahl Kinderchen umspielte schon die glücklichen Eltern, als am 4. Juli des Jahres 1715 der fünfte Sohn ihnen geschenkt wurde. Da hätte es manchem anderen Vaterherzen bange werden mögen, besonders wenn ein nur so kümmerliches Einkommen da war, wie das des frommen Pfarrers Gellert, welches kaum ausreichte, für so viele zum täglichen Brote und zur Kleidung und Erziehung. Ihm aber bangte es nicht, denn er hielt sich an das erhebende Wort Luthers: „Wo viele Kinder sind, da werden viele Vaterunser gebetet, und wo viel gebetet wird, da ist viel Gottessegen," und dies Wort hat sich hier, wie überall, wo es so ist, wie das Wort sagt, herrlich bewährt. Voll Glaubens und Dankes schrieb er ins Kirchenbuch, als er des Kindleins Geburts- und Tauftag nebst seinem Namen eintrug, die tiefgefühlten Worte: „Ach, Herr, höre mein Gebet auch für diesen Sohn, laß ihn wohlgeraten hienieden, fromm und einst ewig selig werden!" Und dieses Gebet eines frommen, treuen Vaterherzens wurde herrlich erhört.

Noch am Tage der Geburt seines Söhnleins pflanzte Gellert eine Linde in den Garten, daß sie mit dem Kleinen aufwachse und ihm einmal Schatten gebe, — eine Sitte jener Tage, so schön als sinnig, die leider untergegangen ist, wie so manche gute Vätersitte. Diese Linde wuchs und grünte, grünte noch, als der längst moderte, für den sie gepflanzt war, und steht noch in Hainichen als die berühmte Gellertslinde; denn

das Andenken an den, für welchen sie gepflanzt war, grünt auch noch fröhlich dort, wo er das Licht der Welt erblickte, wie auch anderwärts im Vaterlande.

Es war auch eine schöne Sitte und in Sachsen ist sie noch nicht ganz verschwunden, in dem Namen des Kindes irgend eine christliche, treufromme Mahnung durchklingen zu lassen, die den Träger des Namens bedeutsam mahne an seinen heiligen Christenberuf. Darum nannte der Vater seinen Neugeborenen Christian Fürchtegott, und die Mahnung, welche in diesem Namen enthalten, ist fürs ganze Leben dem Kinde und Manne bedeutsam geblieben.

Wie schon gesagt, das Familienleben in dem armen Pfarrhäuslein, das auf eigenen Beinen nicht mehr stehen konnte, war ein in Liebe geheiligtes, ein wahrhaft gottesfürchtiges, durch Gebet geweihtes, in dem der Vater ein durch Liebe gemildertes Regiment führte und die treffliche Mutter, Johanna Salome, geborne Schütz, wie ein Engel des Friedens und der Liebe waltete.

Der jüngste aber war ein schwaches Büblein, dünn und fadenscheinig, und hatte keine Aussicht, wie weiland König Saul, eines Kopfes Länge über ganz Israel hinauszusehen, oder wie Simson die Säulen eines Gebäudes einzureißen, oder was hier nötig hätte werden können, die Stützen zu ersetzen, die sein altermüdes Vaterhaus vor dem Einfalle schützten. Er war schwächlich und blieb's bis zum Grabe; aber aus seinen hellen Augen blitzte ein klarer Geist, und daneben sah eine Gutmütigkeit heraus, die jeden anzog, und ihm geneigt machte, und so kam es, daß er schon als Kind vieler Leute Liebling war, im höchsten Maße natürlich der der Elternherzen, die das schwächliche Kind besonders lieb hatten, gleichsam als habe der liebe Gott im Himmel es ihnen eingegeben, weil ja

ein schwächliches Kind der Sonnenwärme und des Lebenshauches der Liebe mehr bedarf zu seinem Gedeihen, als ein kräftiges, dessen Natur sich wohl schon selbst seine Bahn bricht.

In solchem Sonnenscheine und Lebenshauche der Liebe gedieh jedoch das zarte Büblein, wenn auch nicht ganz so frisch und kräftig, wie neben dem Hause seine Linde, im Sonnenscheine des Himmels und im Lebenshauche der Luft.

Es muß einen segensreichen Einfluß auf sein jugendliches Gemüt gehabt haben, — und sein Mannesleben giebt reichlich Zeugnis dafür, wie tief dieser Einfluß und Eindruck war — daß seine treffliche Mutter, wie kärglich auch das Pfarreinkommen war, dennoch stets übrig hatte für Arme und Notleidende, deren keiner ohne milde Gabe und Liebeswort von der Schwelle des Hauses ging, ja, daß sie im Städtchen die Armen, Kranken und Notleidenden aufsuchte und Trost und Labung in die Hütten trug wie ein helfender Engel. Solch' ein Vorbild prägt sich tief in das weiche Kindesherz und ist eine Mitgabe und eine Erbe, gesegneter, als des Reichtums Fülle. —

Wenn wir Gellert im späteren Leben seinen Notpfennig mit den Armen teilen sehen, ja ihn als hingebenden und lieber selbst darbenden Samariter wieder finden, so haben wir nicht nötig, zu fragen, wo die Wurzeln solchen christlichen Liebelebens seien. Sie waren im Herzen einer Mutter, wie ich sie jedem Kinde wünschen möchte. — Wie viele Keime, die später sich entfalten, liegen in dem Leben des Vaterhauses, im Beispiel der Eltern! Ach, daß es nur allezeit gute wären! Hier waren es Saaten des Heiligen und Göttlichen, die gestreut wurden, und nicht allein im Leben Christian Fürchtegott Gellerts, sondern auch in dem seiner zwölf Geschwister zeigte sich dieselbe Frucht jener

Saat; denn sie alle gerieten wohl und der Segen des Vaterhauses begleitete sie.

Dreizehn Kinder, ein volles sogenanntes Schweizerdutzend, wimmelten und hantierten in dem armen Pfarrhause zu Hainichen, aber sie gerieten, wie gesagt, alle wohl und machten den Eltern Freude und Ehre, und als aus dem fünfzehnfach gestützten Hause später der Vater in das Wohnhaus der ersten Pfarrstelle zog, gab der liebe Gott auch ein besseres Auskommen für die Tage, da die erwachsenen Kinder größere Ausgaben heischten; denn es bleibt wahr: Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen.

Item aber, eins fällt mir dabei ein, und ein anderes kann ich nicht wohl unterdrücken bei solchem Gedankengange: Wer sein festes Brot, wenn auch in beschränkten Lebensverhältnissen, hat und statt des Überflusses nur ein karges Maß erhält, meine doch ja nicht, daß das ein Unheil sei. Ach wie oft habe ich es in meinen Tagen — und in einem halben Jahrhundert und darüber fehlt's an Gelegenheit zur Beobachtung nicht — erlebt und beobachtet, daß ein Jugendleben im Überflusse ein Unglück für die war, die später sich durch die Welt drücken mußten und doch die Fleischtöpfe Ägyptens im Vaterhause nicht vergessen konnten. Wie oft habe ich es erfahren, — und wenn ich offen sein soll, die Erfahrung liegt mir so nahe, wie das Hemd am Leibe, daß die beschränkten Verhältnisse des Vaterhauses im Gegenteile ein reicher Segen sind; denn der bescheidene, anspruchslose, demütige Sinn geht dann mit uns durch dick und dünn, durch gute und böse Tage des Lebens, und wohl dem, der gelernt hat, wie Sankt Paulus, Mangel leiden und Überfluß haben und sich genügen lassen an dem, was da ist, und was Gottes Barmherzigkeit giebt! Das ist ein großer Segen.

Wie schwer gewöhnt der sich ans Entbehren, der aus einem Leben des Überflusses im Vaterhause, aus einem solchen, wo das Kind seine Wünsche erfüllt sieht, fast ehe es sie ausspricht, in die Wüsten und Steppen des Lebens hinein muß, wo das Entbehren zur Notwendigkeit wird! Wer das Entbehren früh gelernt hat, dem wird's nicht schwer, wenn er's üben mußt; aber wie bitter wird es dem, und wie schwer findet der sich hinein, der, an üppige Jugendtage gewöhnt, im späteren Leben sich alles versagen muß!

Das sehr einfache, entbehrungsreiche Leben des Vaterhauses wurde ein bleibender Segen für Christian Fürchtegott Gellert. — Er war und blieb bescheiden in seinen Ansprüchen, demütig in seinem Verhalten, freigebig gegen Arme und Leidende und hatte stets ein offenes Herz für fremde Not und ein zufriedenes für eigene, wenn es bei ihm selber, was nicht selten vorkam, knapp herging.

Die Grundlage seiner Bildung, den ersten Unterricht empfing er in den Schulen seiner Vaterstadt; aber die waren nicht weit her, was soviel heißt als: nicht sonderlich. Der Haselstock führte sein scharfes Regiment, und war so ziemlich die Hauptsache in der Schule. Nun an Gehorsam gewöhnt zu werden, hat auch sein Gutes und Gellert hat dem frühen Gehorsamlernen im späteren Leben noch manchmal eine Lobrede gehalten und ebenso auch dem Fleiße, an den er in dieser Weise gewöhnt wurde, wenn auch der geistige Erwerb und Gewinn in der Schule nicht sonderlich hoch anzuschlagen war. Seinen Lehrern hat er bis an sein Ende ein dankbares Andenken bewahrt. Sie gaben halt, was sie hatten.

Das ist ein Zug aus der Denkweise des edeln Mannes, den man hoch anschlagen muß, und er läßt den Schluß zu, daß er auch als Knabe seine Lehrer

hochgeachtet habe und ihnen zugethan war. Wie ist das in unseren Tagen so selten! Wie häufig hört man von Knaben harte Urteile über ihre Lehrer, wegwerfende, geringschätzende selbst über die treuesten, achtungswürdigsten! Wie zeigt sich der schnöde Undank und die Keckheit und Verderbtheit darin so klar! Und die Lehrer gerade, denen wir die meisten Mühen und Sorgen gemacht, die ersten Lehrer, die uns das Lesen lehrten, wie selten ernten sie den Dank, den sie vorzugsweise verdienen als die, welche uns für jeden höheren Unterricht den Weg bahnten, den Grundstein zu allem künftigen Erkennen legten.

Frühzeitig wurde Gellert an eine erwerbende Thätigkeit gewöhnt. Als Knabe schon, der kaum elf Jahre zählte, mußte er mithelfen zur Aufrechthaltung des Hauswesens und zur Deckung der Ausgaben, welche eine so große Kinderzahl erheischte. Für körperliche Anstrengung zu schwach, mußte er mit Schreiben etwas verdienen, und da kam ihm denn eine saubere, deutliche Handschrift recht zu statten.

Bei den Ämtern wurde in jenen Tagen noch viel mehr geschrieben als in den unsrigen, und es fehlte nicht selten an Leuten, um die Abschriften zu machen. Da war denn der kleine Gellert recht am Platze, und in den freien Stunden, welche andere Knaben seines Alters zum Spielen und Herumschweifen in Wald und Wiese, Berg und Thal verwendeten, saß der kleine Bursche da und schrieb trockene Akten ab, jedoch ohne Unmut, in williger Hingabe an des Vaters Willen und der Familie Bedürfnis. Leider mag dadurch der Grund zu einem Übel gelegt worden sein, das seine späteren Tage trübte und zur Ursache seines frühen Heimganges wurde. Die sitzende Lebensweise in so zartem Alter trug unzweifelhaft dazu bei, daß seine leibliche Entwicklung zurückblieb, — ein Unheil, an

das seine liebevollen Eltern gewiß nicht dachten, weil sie es sonst würden verhütet haben. Daß er aber sehr viel schrieb, geht daraus hervor, daß er in seinem späteren Leben wohl scherzend zu sagen pflegte: Seine Vaterstadt habe in ihren Kaufbüchern, Kaufbriefen und Verträgen mehr Werke der Feder aus seiner Jugendzeit aufzuweisen, als die Welt in allen Werken seines späteren Lebens, und er war zu wahrheitsliebend, als daß man annehmen könnte, er habe hierin übertrieben.

Wer aber den Fleiß in Gellerts späterem Leben beobachtet, die nie rastende Thätigkeit des Mannes, der wird nun dessen Quelle leicht zu finden wissen.

Wer sich frühe an eine bestimmte nützliche Thätigkeit gewöhnt, der kann müßiges Lungern nie lieb gewinnen und wird alle Zeit ferne bleiben von dem Laster, von welchem das Sprichwort so wahr spricht: Müßiggang ist des Teufels Ruhebank.

Ich will gewiß nicht das Thun der Eltern Gellerts zur Nachahmung empfehlen, weil sicherlich bei schwächlichen Kindern das viele Sitzen im Hause ein Unglück ist; aber auf das frühe Gewöhnen an geregelte Arbeitsamkeit muß ich hinweisen, weil es ein Damm ist gegen vieles Unselige und Verderbliche, und weil es viele Eltern gerade daran fehlen lassen, wie auch an der strengen Zucht, die allemal ein Segen ist, der sich erst zeigt, wenn wir der elterlichen Zucht längst entwachsen und sie selbst vielleicht schon droben bei dem Herrn sind. Der alte Sirach wußte das auch und mancher andere.

Daß in dem kleinen, feinen Christian etwas stecke, das unter Gottes gnädigem Walten so gewiß herauskommen werde, als aus der Knospe die Blüte und Frucht, das dachten viele, die den sinnigen Knaben beobachteten und lieb hatten. Seine Eltern glaubten und hofften es auch. Daß aber ein Dichter in ihm

stecke, der einst zu seines Gottes und Herrn Preis so schöne und erbauliche Lieder dichten, der in so schönen Fabeln die Wege des Guten lehren werde, dachte doch eigentlich niemand. Was in des Knaben Seele vorging, wußte ja keiner; aber es rang sich doch schon so etwas frühe bei ihm heraus, wie etwa ein bescheidenes und demütiges Schneeglöcklein sich herausdrängt, wenn kaum die Erde der Fesseln des Frostes los und ledig geworden ist.

Ob es das erste wahr, was er in Versen bildete, als er kaum erst dreizehn Jahre alt, zu seines lieben Vaters Geburtstag ein Gedicht machte, — es ist nicht ganz klar erwiesen; aber jedenfalls war es das erste seiner Gedichte, das andern und zunächst seinen Liebsten unter die Augen kam. Es war sehr eigentümlich, wenn auch mangelhaft in der Ausdrucksweise.

Ich kann mir nicht versagen, hier zur Bestätigung des bereits Gesagten eine Stelle aus einem trefflichen Aufsatze des verehrten Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert in München wörtlich mitzuteilen. Er sagt: „Hätten wir noch das Gedicht, welches Gellert in seinem dreizehnten Jahre zum Geburtstage seines Vaters niederschrieb, dann würde uns der kindlich einfache Sinn desselben auf eine lebendigere Weise in das Haus der Eltern und in die äußere wie innere Geschichte der frühesten Lebensjahre des jungen Dichters einführen, als irgend eine andere Beschreibung dieses vermag. — Das Haus, welches sein Vater mit seiner Frau und seinen dreizehn Kindern bewohnte, unter denen unser Gellert — geboren im Jahre 1715 — eines der jüngeren war, gab durch seine architektonische (will sagen: bauliche) Einrichtung allerdings Stoff genug zu einer poetischen (will sagen: dichterischen) Anschauung. Denn infolge seines Alters stand es nicht mehr auf den eigenen Füßen seiner Mauern

allein, sondern es wurde von 14 bis 15 Stützen so kunstreich getragen, daß wenigstens sein Dach noch immer oben, die Thürschwellen aber unten blieben. Was konnte natürlicher sein, als daß der kleine Christian Fürchtegott in seinem Geburtstagsgedichte seinen lieben Vater unter dem Bilde des Hauses, seine Mutter aber und ihre dreizehn Kinder nebst dem Enkel unter dem Bilde der Stützen des Gellertschen Namens besang, davon jede in ihrer besonderen natürlichen Art und Weise dem Vater ihren Glückwunsch brachte. Es lag in diesem ersten poetischen Versuche ein so eigentümlicher Einklang des kindlich frommen Kindes mit naiven Witze, daß es in dem Kreise der Bekannten und Verwandten allgemeinen Beifall fand, und daß viele von diesen dasselbe noch, wenigstens stellenweise, im Gedächtnisse behalten hatten, als Gellert es mit andern ähnlichen Versuchen aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren schon längst den Flammen übergeben hatte." „Das baufällige, von vielen Stützen getragene Haus seiner Eltern" fährt Schubert fort, „war ein Wohnsitz des Friedens mit Gott und den Menschen"; es war nach dem 84. Psalm ein Schwalbenneſt bei den Altären des Herrn, in welchem die Gebete und Lobgesänge der Alten mit ihren Jungen niemals verstummten, und darin man vom Morgen bis zum Abend des Herrn und seiner Furcht gedachte. Gellerts Vater hatte, als er in seinem 75. Jahre starb, fünfzig Jahre lang sein Amt in gewissenhafter Treue verwaltet; seine Mutter war durch ihren Wandel in Liebe, Sanftmut und Demut, durch ihre Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke eine treue Gehülfin ihres Eheherrn gewesen. Wie über die geistigen, so waren auch über die leiblichen Güter die Eltern so gute Haushalter, daß sie unter dem Segen Gottes in redlicher Sparsamkeit, fern vom Geize, ihre dreizehn

Kinder in Ehren ernähren und erziehen konnten. Denn wenn das auch nur ein trockenes Brot war, was die Eltern bei ihrem spärlichen Einkommen den Kindern reichten, so war es doch niemals ein Brot der Thränen, und daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe, das konnte man an dem leiblichen Gedeihen und an der Fröhlichkeit der Kinder wie ihrer Eltern erkennen; die Worte des Psalmisten (Psalm 51, Vers 14), welche der Vater oft in seinem Gebete sprach: „Dein freudiger Geist enthalte mich," gingen an ihm und den Seinigen reichlich in Erfüllung, weil in ihnen allen die Freude an Gottes Geboten und ihrer Erfüllung herrschte. „Wohl dem Hause, das auf solchen Stützen ruhet!" Und zu dem Worte sag' ich Amen!

Ich habe die Worte des trefflichen Mannes hier einfügen müssen, weil sie so schön und lebendig das Familienleben schildern, unter dessen Einfluß Gellert heranwuchs.

Gewiß ist es zu bedauern, daß wir das Geburtstagsgedicht des Knaben nicht mehr kennen. Gellert fand es mit anderen in späteren Jahren noch vor, und weil er es so unvollkommen nach Form und Inhalt fand, weihete er es den Flammen, und doch wäre es, wie Schubert so richtig sagt, höchst bezeichnend für die Seelenrichtung des Knaben und zugleich ein sehr treues Bild des Familienlebens im Elternhause gewesen. Über die absonderlichen Gedanken des Knaben und über die steife Form des Gedichtes wurde in der Familie viel gelacht. —

Die Zeit war indessen gekommen, welche gebieterisch heischte, daß Schritte gethan würden, um für Fürchtegott eine weitere Ausbildung anzubahnen. Wie da im Kreise der Familie beraten wurde, läßt sich leicht denken, und wie mancher Seufzer des treuen Mutterherzens und wie manche Falte auf der Stirne des

Vaters, der so reich an Kindersegen und so arm an Mitteln war, wie sie die Erhaltung seines Sohnes auf einer auswärtigen Schule erheischen, mochte dafür Zeugnis abgelegt haben, aber es ging, weil es eben gehen mußte. Es ist nicht genau bekannt geworden, wie es die guten Eltern anfingen. Vielleicht trat fremde Hülfe ins Mittel, wo es an der eigenen gebrach. Gottes Hülfe in der Not fehlt ja den Frommen nie.

So kam denn der 14jährige Knabe im Jahre 1729 auf die sogenannte Fürstenschule zu Meißen. Leider war auch hier der Unterricht, wie überhaupt in jener Zeit, nichts weniger als dazu geeignet, den frischen Geist eines strebsamen jungen Menschen zu wecken und anzufeuern; indessen sammelte er doch Bausteine für die Zukunft und Gellert suchte in seinem lebendigen Triebe nach Erkenntnis sich selbst weiter zu bilden, auch in der Dichtkunst, zu der ihn mehr und mehr ein innerer Trieb hindrängte. Er führte ein stilles, eingezogenes Leben, war pünktlich und gewissenhaft in seinen Arbeiten und im Erfüllen seiner Schülerpflichten und hatte alle seine Lehrer zu Freunden. Sein Gehorsam wie sein Betragen gegen Lehrer und Mitschüler war musterhaft und sein Leben und Gehaben tadellos. Sein tief religiöser Sinn zeigte sich in der Innigkeit, womit er am Abend und am Morgen betete und den Sonntag durch andächtiges Besuchen des Gottesdienstes und Lesen in der heiligen Schrift feierte. Erst gegen Abend pflegte er in der besseren Jahreszeit einen Spaziergang mit seinen Freunden zu machen in Gottes freier Natur.

Das war eben die Frucht der Erziehung und des frommen Lebens im Vaterhause, dessen Gottesfurcht und fromme Zucht er mit sich in die Fremde nahm, und — die ihn begleiteten bis zum Grabe. Daher

kam es denn auch, daß ihn seine Lehrer allen seinen Mitschülern als Muster vorstellten. Das bewirkt sonst bei manchen Knaben Abneigung, sogar Spott und Neid gegen den Bevorzugten; allein Gellerts bescheidene, sanfte, liebenswürdige Art und Weise ließ eine Erbitterung gegen ihn in den Herzen seiner Mitschüler nicht aufkommen. Leicht geschieht es auch, daß eine solche Bevorzugung und Darstellung als Vorbild ein eitles, hochmütiges Wesen in dem weckt, dem es zuteil wird, wenn es anders, wie das doch kaum ausbleiben kann, zu seiner Kenntnis kommt. Davon aber war Gellert auch himmelweit entfernt. Seine Demut und Bescheidenheit war so tief gewurzelt und gegründet, daß nichts im Stande war, sie zu erschüttern. Nie in seinem Leben genügte er sich selbst, weder in seinem Fleiße, noch in seinen Kenntnissen, noch in seiner sittlichen Entwickelung, so rein auch sein Sinn, so gottestreu auch sein Wandel war. Diese Demut war ihm der Damm gegen jeden Einfluß, den Lehrerlob auf ihn hätte haben können.

Gellert war von Jugend auf schüchtern und wenig geneigt, sich da wohl zu fühlen, wo es, wie so manchmal bei jungen Leuten seines Alters laut und lustig zuging, und so sehr sein warmes Herz geneigt war, sich an andere anzuschließen, so schwer hielt es ihm doch in der That, es zu thun. Er war eben eine von den Naturen, die sich mehr von Gleichdenkenden suchen lassen, als daß sie sich bemühen, sich an andere anzuschließen. Es war eine wahrhaft mädchenhafte Scheu in ihm, die er nur schwer zu überwinden vermochte.

Dennoch zieht sich überall im Leben das Verwandte an. Es findet sich auch unter den ungünstigsten Umständen zusammen, und dann läßt es sie nicht mehr von einander.

Zwei begabte Jünglinge waren mit Gellert in Meißen, Gärtner und Rabener, selbst dichterische Naturen, die sich aneinander geschlossen hatten und nun in Gellert den dritten zu ihrem Bunde fanden. Ein Freundschaftsbund von seltener Innigkeit und Festigkeit wurde hier geschlossen, der fürs ganze Leben Dauer und segensreiche Kraft behielt und nie erschüttert, nie getrübt wurde.

Gellert war im Umgang mit diesen Freunden unaussprechlich glücklich. Er fand ein tiefgefühltes Bedürfnis seiner Natur befriedigt. Hier konnte er sich ganz mitteilen an Menschen, die ihn verstanden, liebten und gleiches mit gleichem vergalten. Er fühlte sich nicht mehr vereinsamt, und ein neues Leben ging in ihm auf. Die Freunde, wie er, erkannten das Mangelhafte des Unterrichts, fühlten tief, wie sehr die Muttersprache, die reiche, reine, tiefe, schöne, versäumt wurde, und wie nötig es sei, daß sie in ihrem Gebrauche jene Gewandtheit sich aneigneten, die ihnen mit so vielen ihrer Zeitgenossen abging.

Das feuerte zu gemeinsamen Bestrebungen an, zur Bildung ihres Geschmackes und Urteils; das feuerte auch zu dichterischen Übungen an, die sie sich im innigsten Vertrauen mitteilten, beurteilten und besserten, ohne daß sie ein anderes Auge gesehen hätte.

Wie einflußreich das war, ist leicht begreiflich; aber es fanden sich bei Gellert jetzt schon Hemmungen, die leider mehr und mehr an Bedeutung wuchsen.

Verweichlicht war er im Vaterhause nie worden; allein die Arbeit, die der Knabe in der Zeit sitzend verrichtet hatte, welche er besser zum Spiele in frischer Luft verwendet hätte, war der Grund, daß sein an und für sich schwächlicher und ungemein feiner und zarter Körperbau sich nie erkräftigen konnte. So bildete sich, da fort und fort seine Lebensweise eine

sitzende blieb und er bei seinem Fleiße sich nur sehr wenig Bewegung in freier Luft gönnte, eine Kränklichkeit aus, die hauptsächlich im Unterleibe ihren Sitz hatte und da solche Leiden einen großen Einfluß auf die Stimmung des Gemütes äußern, so lag darin der Grund seiner lebenslänglichen Leiden, die gar häufig wahre Gemütsleiden wurden.

Dieses Übel begann schon in zartem Alter seine Macht geltend zu machen, was um so schlimmer war, als in jenen Jahren erst die rechte Lebenskraft sich entfalten sollte. Kränklichkeit hinderte ihn oft, teil zu nehmen an den Arbeiten und Übungen seiner jungen Freunde, was ihm tiefes Weh bereitete. Dennoch aber änderte das in dem gegenseitigen Verhältnisse nichts, ja im Gegenteile, die beiden Freunde, welche seinen Wert, seine sittliche Reinheit, seine innige Religiosität, seine großen und reichen Gaben und Talente genugsam kannten, um ihn herzlich zu lieben, nahmen auf ihn die überzarteste Rücksicht und trugen den Leidenden um so mehr auf ihren treuen Herzen. So sind sie denn aufs engste verbunden geblieben und hatten ihrem gemeinsamen Streben nach wahrer Bildung mehr und großartigere Erfolge zu danken, als — dem Unterrichte der Schule, wie treu es auch ihre Lehrer mit ihnen und der Angelegenheit der Jugendbildung überhaupt meinten.

II.

In solch gemeinsamem Ringen nach dem Ziele echter Geistesbildung flog die schöne Zeit hin, und der Augenblick war da, wo Gellert mit seinen Freunden die Universität beziehen sollte.

Daß im lieben Vaterhause zu Hainichen dieser Lebensabschnitt wieder neue Sorgen weckte, läßt sich

denken. Doch sie wurden dadurch gemildert, daß ja Gellert dort als Student kaum mehr Bedürfnisse hatte, als er sie auf der Schule gehabt. Sich in ein tolles Studentenleben hineinzustürzen, dazu hatte er weder Neigung, noch eigentliche Fähigkeit. Sein stiller und frommer Sinn, der mehr in sich hinein, als aus sich heraus lebte, konnte unmöglich daran seine Freude finden. Auch war er zu ernst, um an dem oft an das kindische grenzenden Wesen Geschmack zu finden; aber er war auch zu mädchenhaft scheu dazu, sich an größere Gemeinschaften anzuschließen, und zu oft leidend, um teilzunehmen an Gelagen, die einen ganz andern Körper heischten, als der seine war. So vereinigte sich alles, um ihn zu einem stillen, eingezogenen, aber ganz dem Zwecke des Aufenthaltes auf der Hochschule entsprechenden Leben zu führen. Die Wissenschaften fesselten ihn auch zu sehr, als daß er sich hätte mögen davon abziehen lassen. Da thaten sich Gebiete des Erkennens auf, die er nicht geahnt hatte, und die seinen Geist anzogen mit großer Kraft in festen Banden.

Aber, fragen vielleicht manche Leser, was wollte er denn werden? Welcher Lebensberuf war es, dem er sich zu widmen entschlossen war?

Wenn wir uns des jungen Gellerts Eigentümlichkeit und Wesen denken, seine innige Religiosität, sein sanftes, mildes, liebreiches und bescheidenes Wesen, dann dürfen wir schon von vornherein sagen, es würde aus ihm ein ganz besonders tüchtiger Prediger des göttlichen Wortes und Seelsorger geworden sein, ja es war zum Verwundern, wenn nicht der Beruf, den der Vater so hoch hielt, dem er seine Kraft mit Treue und Hingebung und mit gesegnetem Erfolge widmete, auf das tief empfängliche Gemüt des Sohnes ohne Einfluß geblieben wäre. Und sollte die fromme Mutter nicht den Wunsch gehegt und gepflegt haben, diesen

Sohn auf dem heiligen Berufswege des guten Vaters zu erblicken?

Wenn auch von einer Nötigung, den geistlichen Stand zu erwählen, gar keine Rede sein konnte, so machten sich doch stillschweigend mancherlei Einflüsse geltend, die mit der innersten Richtung und Seelenstimmung Gellerts zusammentrafen, so daß er sich gerne entschloß, sich dem geistlichen Stande und Berufe zu widmen, und daß er demgemäß den Gang seines Studiums einzurichten suchte.

Freilich erhoben sich auch bei dieser Berufswahl wichtige Bedenken; darunter standen obenan Gellerts nicht ganz treues Gedächtnis, seine Ängstlichkeit und seine nicht sehr starke Brust.

Er war, neunzehn Jahre alt, auf die Universität gekommen. Sein Eifer, sein Fleiß war groß, wie immer, sein Leben zwischen Studium und Umgang mit den vertrauten Freunden geteilt.

Warum wird er nun doch, als ihn die bedrängten Umstände der Familie nötigten, die Universität früher zu verlassen, als er gewünscht hatte, nicht Prediger? fragt einer unserer verehrtesten Männer, Propst Nitzsch in Berlin, der einen vortrefflichen Aufsatz über Gellert veröffentlichte, und antwortete darauf: „Noch Fürstenschüler (Schüler auf der klösterlich eingerichteten Fürstenschule zu Meißen), hatte er am Grabe eines Kindes, dem er Pate war, reden sollen, hatte feierlich dreist angefangen, dann gestockt, das Manuskript (die geschriebene Rede) gesucht und war mit Mühe zu Ende gekommen. Von daher verfolgte ihn die Angst in jeder Predigt, wenn er nicht acht Tage memorieren (das heißt, die geschriebene Predigt durch Auswendiglernen seinem Gedächtnisse einprägen) konnte."

Er selbst schilderte die Angst, die er fühlte, aufs lebhafteste und sagte wohl: „Ich armer Redner, wäre

ich doch Glöckner geworden!“ Man sieht aus dieser Äußerung, wie unglücklich er sich fühlte, daß ihm sein Gedächtnis so leicht untreu wurde, und wie schwer es ihm wurde, sich auf seine Vorträge vorzubereiten. Wie heftig griff seine schwache Brust aber auch das öffentliche Reden an!

Und doch wie begabt war er gerade zu diesem heilgen Berufe, wie eindringlich und gewinnend war sein Vortrag und wie klar durchdacht und innig zum Herzen dringend seine Rede! Wie hätte er mit Segen als Seelsorger und Prediger des göttlichen Wortes wirken können! Die wenigen Bruchstücke aus seinen wirklich gehaltenen Predigten, welche uns einer seiner Lebensbeschreiber aufbewahrt hat, legen dafür ein beredtes Zeugnis ab, und der ungeteilte Beifall, dessen er sich bei ihrem Vortrage in seiner Vaterstadt erfreute, beweisen es aufs bestimmteste.

Der edle Nitzsch sagt: „Die Vorsehung hatte ihn zu einem andern Amte der Lehre, Seelsorge und Liturgie bestimmt. Er sollte ein Licht der Predigt für viele Gemeinen, ein Seelsorger und Hirte für viel mehr Seelen, als ein Kirchspiel faßt, ein Vorbeter und Vorsänger für sein Vaterland noch werden, wie seiner Zeit keiner in Deutschland.“ Mit diesen bedeutsamen Worten des hochverehrten Mannes ist es schon im voraus angekündigt, daß Gellert sich nicht entschließen konnte, dem geistlichen Berufe seine reichen geistigen Schätze und Gaben zu widmen, und daß sich ihm nach Gottes Willen und Fügung ein Feld der Thätigkeit und Wirksamkeit eröffnete, welches ganz Deutschland umschloß, ja, da seine trefflichen Schriften fast in alle Sprachen Europas übersetzt wurden, selbst über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausging.

Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's. Die Seinen beklagten es, daß er einesteils seine Scheu nicht ab-

legen konnte, daß anderenteils seine schwache Brust hindernd in den Weg ihrer Wünsche trat, und vielleicht drängte sich mancher Seufzer aus Gellerts eigner Brust dem aufzugebenden Lebensberufe nach. Aber sein tiefempfundenes Gottvertrauen verließ ihn nicht, wie bescheiden er auch seine eigenen Kräfte maß. Und wie rührend hat er dies lebendige Gottvertrauen in seinen nachmals so berühmt gewordenen geistlichen Liedern ausgesprochen! Es täuschte ihn nicht, wie es nie und nirgends die vertrauende Seele täuschen kann. Sein frommer, kindlich vertrauender Glaube schaute aufwärts zu dem, der alles ordnet und herrlich hinausführt, wie dunkel es auch vor unserm irdisch beschränkten und befangenen Blicke liegt. Betend aufwärts zu blicken, das ist die rechte Richtung für den, der in das Meer des Lebens hinaussteuert.

Wie so oft im Leben, trat Gellert auch hier die Unzugänglichkeit seiner Vermögensumstände als ein Berg entgegen, der für ihn nicht überschreitbar schien, so gering auch seine Bedürfnisse, so bescheiden und demütig auch seine Ansprüche an das Leben waren.

Nach Leipzig zurückzukehren, dort an der Erweiterung seines Erkennens arbeiten zu können, — das war ein Wunsch, den seine Seele hegte; aber er sah keine Möglichkeit, ihn irgendwie auszuführen. Dort hatte er im ungestörten Umgange mit den teuren Schulfreunden und auch andern Freunden, die er dort gefunden und gewonnen, im steten Umgange mit den Wissenschaften seine glücklichsten Tage verlebt. Daß er kümmerlich sich durchgeschlagen, daß meist ein Stück trockenes Brot und ein wenig Landwein, der bei Meißen nicht als der beste wuchs, sein Abendbrot und ebenso bescheiden auch sein Frühstück und sein Mittagsbrot war, das kümmerte ihn nicht, der an das Einfachste und Notdürftigste im Vaterhause sich frühe

gewöhnt hatte und überhaupt dem Leibe und seinen Forderungen die größte Strenge und in dieser Selbstbeschränkung die größte Beharrlichkeit entgegenzusetzen verstand. Und dennoch — auch das Notwendigste zu seiner Erhaltung in Leipzig war nicht zu erschwingen!

Das mögen oft trübe Stunden für den Trefflichen gewesen sein, wenn er seine Lage erwog und die Fragen? Wohin? Was beginnen? vor seine Seele traten, aber die Antwort fehlte, die er ersehnte, die er suchte und doch nicht finden konnte. — Dann faltete er seine Hände, schloß das seelenvolle Auge, das Haupt sank auf die Brust, und – er betete zu seinem Gott und Heiland, und neugestärkt blickte er wieder hinaus in die trübe Zukunft. Oder er griff zu dem Worte Gottes, dieser Quelle des Trostes ermattender Seelen, und wenn er dann ein Wort las, wie Jesaias 41 Vers 19: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit, dann hob seine Seele die Flügel wieder wie junge Adler, und an ihm wurde wahr, herrlich war, was Jesaias 30 Vers 15 steht: durch Stillesein und Hoffen wurde er stark.

Da that ihm der Herr unerwartet eine Thüre auf.

Es war um diese Zeit, als sich der Herr von Lüttichau, der unweit Dresden auf einem Landgute wohnte und seinen Söhnen, die nach Leipzig gehen sollten, um dort zu studieren, einen bewährten Führer und Helfer bei diesen Studien beigeben wollte, sich an Gellert wandte und ihn bat, diese Stelle, mit der ein mäßiges Gehalt verbunden war, anzunehmen. Herr von Lüttichau kannte Gellert nicht, aber ein bewährter Mann, Valentin Ernst Löscher, der Gellert in Leipzig kennen, lieben und achten gelernt hatte (der

ehrenwerte Mann starb als Superintendent in Dresden), war sein Fürsprecher geworden und hatte ihn empfohlen, und das war eine gewichtige Fürsprache, welche zog.

Gellert erblickte darin eine Fügung der göttlichen Gnade, die ihm diese erfreuliche Gelegenheit bot, seine sehnlichsten Wünsche zur Erfüllung zu führen, und mit Preis und Dank gegen den, der die Seinen wunderbarlich führt, ergriff er das Anerbieten, begleitete die Jünglinge nach Leipzig und führte des sorgsamen Vaters Wünsche so trefflich aus, daß er sich ein dankbares Andenken in der sehr achtbaren Familie stiftete.

Aber mit dem Ende der Universitätsstudien der beiden Lüttichaus trat auch die Frage wieder mit ihrer ganzen gebieterischen Macht auf: Was nun? — Sie fiel um so schwerer auf sein Herz, als er von dem Wenigen, was er als Vergütung empfing, nichts hatte ersparen können. Da kam denn der Zeitpunkt heran, da er das ihm so teuer gewordene Leipzig und den Umgang mit seinen treuen, geliebten Jugendfreunden wieder aufgeben und wieder nach Hainichen heimkehren mußte als ein zehrendes, nicht aber miternährendes Glied der Familie.

Wie schwer ihm das aufs Herz fiel, läßt sich wohl ermessen. Aber es schien, als ob es nicht zu ändern wäre. So ging er denn geduldig und unterrichtete seiner Schwester Sohn mit alter und immer neuer Treue. Dabei war es ihm eine rechte Freude, auch seine jüngeren Geschwister zu unterrichten und so sich nützlich zu machen im elterlichen Hause und zugleich den teuern Geschwistern. Wußte er ja doch aus eigener Erfahrung, wie dürftig und wenig weckend der Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt war.

Solch eine innerlich lohnende, erfolgreiche Thätigkeit und dazu der Friede und der fromme Lebenshauch

des elterlichen Hauses, wie wohl that ihm das! Sprach er doch in späteren Zeiten seines Lebens mit einem leisen Heimweh von diesen Tagen, die er als die harmlosesten und glücklichsten seines Lebens pries. Dazu trug nicht wenig bei, daß er sich gesünder fühlte in der frischen Bergluft der Heimat, und daß er Zeit fand, sich Bewegung in dieser frischen Luft zu gönnen. Dabei aber vertiefte sich mehr und mehr seine Seele in Gottes Wort, und seine Frömmigkeit gewann täglich an Innigkeit und Festigkeit. Dies that sich kund in unausgesetzt fleißigem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, dem er mit tiefster Andacht beiwohnte, und im Heiligen des Sonntags. Der war für ihn ein Tag der tiefsten Andacht und der steten Beschäftigung mit Göttlichem und Heiligem. Der Gottesdienst, das Lesen in der heiligen Schrift und das Gebet füllten den heiligen Tag aus, und so strenge war er in der Feier desselben, daß es ihm Gewissensbedenken verursachte, wenn er einmal genötigt war, einen Brief zu schreiben am Sonntag.

Dieser Sinn und diese Grundsätze blieben eisenfest in seinem Leben bis zum Ende seiner irdischen Laufbahn, und niemals wich er auch nur einen Finger breit davon ab.

Ich muß hier seine eigenen Worte anführen, weil sich darin seine Gesinnung in ihrer ganzen christlichen Kraft ausspricht: „Wir gehen," sagt er, „mit dem Sonntag zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben ist zum Wachstume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von allen irdischen Geschäften losreißen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, dasselbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt, es auf die ganze Woche stärken und sich zur rechtschaffenen

Ausübung seines Berufes vorbereiten. Wer den Sonntag recht feiert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen Tage gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch seist, der du dieses liesest. Von der Anwendung des Sonntages hängt die Anwendung der Woche ab. Vergiß an diesem Tag die Kleinigkeiten der Erde! Sei ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihre Wunder. Bete, danke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten und die Hindernisse deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie von ihm und sei dankbar für diejenigen, die du empfängst. Wir vergessen unsre Schwachheit und unsre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geschäfte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewisse Zeit festsetzen, unser Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unsre Unwürdigkeit und seine Hoheit zu erkennen. Diesem Geschäfte sollte der Sonntag gewidmet sein. — Für die kleinen gesellschaftlichen Freuden, die du aufopferst, wirst du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kommt, wenn es sich nicht von dem Geräusche irdischer Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kann der Christ zu seiner Erbauung lesen! Forsche an diesem Tage in der Schrift, lies eine gute Umschreibung und Erklärung derselben, lies die Geschichte der Religion. Wähle unter so vielen Predigten die, die dich am meisten rühren."

Fragen wir uns, liebe Leser: kann man eindringlicher für die Feier des heiligen Tages reden? Und

geht nicht aus jedem dieser Worte hervor, daß der Mann selber das auch that, was er in diesen warmen, zu Herzen gehenden Worten aussprach? — Man hört es ihrer Wärme an, daß er das alles an sich selber erfahren hatte. O, daß wir alle seinem Beispiele folgten! —

Der Sohn seiner Schwester, den Gellert bisher gewissenhaft unterrichtet hatte, war endlich zu der Stufe seiner Ausbildung und zu dem leiblichen Alter gelangt, daß es nun geboten war, ihn auf die Universität zu schicken. Mit Freuden genügte der treue Bruder den Wünschen und Bitten der Schwester, ihn dorthin zu bringen und seine Fortbildung dort zu überwachen und zu leiten, aber es lag ihm, dem rastlos an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitenden Manne, daran, auch für sich selbst diese Zeit zu weiterem Studium zu benutzen. Von dieser Zeit sagt er selbst: Ich hatte wenig, als ich Leipzig zum zweitenmale besuchte, aber Gott hat mirs auch nicht einen Tag am Notwendigsten mangeln lassen. Ich erinnere mich bei dem Anblicke dieser geliebten Stadt gewünscht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an diesem Orte hinbringen lassen möchte. Dieser Wunsch ist erhört worden, obwohl ich damals an nichts weiter dachte, als in Leipzig studieren zu können.

Gellert wohnte mit seinem Neffen zusammen, half ihm fort bei seinen Arbeiten und benützte die freie Zeit, die ihm von dieser Pflichterfüllung und seinem eifrigen Arbeiten zur Erweiterung des eigenen Wissens und Erkennens übrig blieb, dazu, jungen Leuten Unterricht zu geben. Es galt ihm, nebenbei die französische und englische Sprache gründlich zu erlernen.

Inniger noch als je zuvor schloß er sich an die jungen Männer an, die längst seine vertrautesten Freunde geworden waren, wie Gärtner und Rabener,

und an die später gewonnenen, Cramer und Zachariä.

Diese vier gaben damals eine Zeitschrift heraus, welche den Titel „Bremische Beiträge" erhalten hatte. Sie wünschten nichts mehr, als daß Gellert ebenfalls Aufsätze dafür schreiben möchte, aber dazu sich zu verstehen, kostete diesen eine große Überwindung und erst viel später willfahrte er den Freunden.

Damals gewann der Leipziger Professor Gottsched Einfluß auf ihn und Gellert schrieb öfters Aufsätze für eine von diesem herausgegebene Zeitschrift, welche: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" hieß. Gellert nahm auch an anderen schriftstellerischen Unternehmungen Gottscheds teil. Seine Arbeiten fanden großen Beifall, und Gottsched hätte ihn gerne noch mehr an sich gefesselt; allein dazu war er der Mann nicht. Gellert hatte guten Grund, sich von ihm und seiner Zeitschrift loszumachen, um sich nun ganz mit seinen alten Freunden zu verbinden und für ihre Zeitschrift: „Die Bremischen Beiträge" zu arbeiten. Der steife Gottsched paßte nicht zu Gellert, dieser nicht zu ihm. —

Schnell entschieden sich die zahlreichen Leser dieser Zeitschrift für Gellerts Arbeiten. Besonders waren es seine schönen, lehrreichen Fabeln und Erzählungen, die sich eines ungeheuren Beifalls zu erfreuen hatten. Die Leute waren darauf wahrhaft versessen. Sie warfen unwillig die Blätter weg, wenn nichts von Gellert darinnen stand und fanden sie einen Beitrag von ihm, so verschlangen sie denselben wahrhaft. Alle Welt sprach von ihm, nur er, er ahnte es nicht und ließ es sich nicht träumen, daß er bereits ein Liebling der Leser geworden war im weitesten Kreise.

Gellert war unter diesen Beschäftigungen zum Manne gereift, der nun doch an eine Lebensstellung

denken mußte. Ein Amt, das ihn an gewisse Geschäfte band, konnte er, bei dem nun mehr und mehr die Kränklichkeit sich entfaltete, zu der schon in Meißen der Grund gelegt, und die durch vieles Sitzen und geistiges Arbeiten ungemein gefördert und entwickelt worden war, nicht wohl annehmen. Hätte er Leipzig und seine Freunde deshalb verlassen müssen, so würde jedes Amt ihn unglücklich gemacht haben. Um aber in Leipzig zu bleiben, war nur ein Weg, er mußte Universitätslehrer oder Professor werden. Dazu gehörte aber hauptsächlich, daß er sich die Würde eines sogenannten Magisters oder Lehrers erwarb. Um sie zu erlangen, mußte er, nach alter Universitätssitte und Herkommen, eine gelehrte Abhandlung schreiben und diese gegen solche, die ihm zu widersprechen Lust trugen, in lateinischer Sprache verteidigen. Fiel die Abhandlung gut aus und bestand er bei der Verteidigung siegreich, so wurde er von der Universität mit dem Titel „Magister" belohnt und durfte dann für die jungen Studenten öffentliche Lehrvorträge halten.

Trotz seiner großen natürlichen Ängstlichkeit und Schüchternheit verstand er sich dazu, und die öffentliche Feierlichkeit fand statt und hatte das erwünschte Ergebnis.

Jetzt war ihm der Beruf als Professor gesichert; aber er fragte sich selbst, wirst du denn dies leisten können, was die Pflicht von dir erheischt? Doch mit Aufbieten aller seiner reichen Kenntnisse und aller seiner geistigen Kräfte ging er daran, nicht ohne die innigsten Gebete zu seinem Herrn und Meister, seine öffentlichen Vorträge zu beginnen.

Gellert war in Leipzig allgemein bekannt und verehrt. Man wußte von seiner Gelehrsamkeit, aber auch von seiner seltenen Gabe, lichtvoll und geistvoll das, was er lehren sollte, vorzutragen, — und die Studenten strömten in seine Vorlesungen. Wie bei

ihm alles klar war, so waren es auch seine Vorträge, bei denen er jede Gelegenheit und Veranlassung ergriff, auf die Sittlichkeit und Religiosität der Zuhörer einzuwirken.

Darin aber lag der Stern und Kern der Grundsätze Gellerts, daß nämlich alles Wissen und Erkennen erst dann das rechte sei, wenn es das Herz und das Leben des Menschen veredle und für das Reich Gottes fähig mache; darin bestehe überhaupt auch der Wert jeder wissenschaftlichen Arbeit oder jeder Dichtung, daß sie Gutes lehre, vor dem Bösen aber warne und behüte. Und darauf war sein Wirken als Lehrer hauptsächlich gerichtet. Diejenigen Vorlesungen, durch welche er sich den meisten Ruhm, aber auch den meisten Einfluß auf seine Zuhörer errang, waren seine Vorlesungen über die Moral oder Sittenlehre. Besonders war es eine Lieblingsbestrebung von ihm, junge, tüchtige Männer zu Hauslehrern und Erziehern auszubilden und für diesen Beruf zu befähigen und zu begeistern. Damals wie heute nahmen reiche und vornehme Familien solche Hauslehrer und Erzieher in ihr Haus auf und vertrauten ihnen den Unterricht und die Bildung, aber auch die Erziehung ihrer Kinder an. Wieviel Segen ein solcher Mann, wenn er der rechte war, stiften konnte, das hatte Gellert an sich selbst erfahren, und dies, sowie der Gedanke, wie heilbringend das Bestreben sein müsse, recht tüchtige junge Männer für diesen Beruf zu bilden, bestimmte ihn, daran recht mit Liebe, Fleiß und Eifer zu arbeiten. Daß es ihm mit vielen gelang, war ein reicher Lohn für ihn und das Anerkenntnis noch ein größerer; denn von vielen Seiten wandte man sich bald an ihn und bat ihn, einen guten Erzieher und Hauslehrer auszuwählen und zu senden. Sein Ruf war schnell und glänzend in die Welt hinaus gedrungen. Höchst angesehene und

achtbare Familien empfahlen und ließen ihre Söhne an ihn empfehlen, sodaß er von allen Seiten derart überlaufen wurde, daß er sich in seinen Berufsarbeiten gestört sah, und endlich genötigt wurde, gewisse Stunden zu bestimmen, wo man ihn sprechen könne, um die übrige Zeit ungestört für seine Arbeiten verwenden zu können.

Er wohnte damals in dem Hause, welches den Namen: „Das schwarze Brett" führte und einem Doktor Junius gehörte. Dahin strömte es wahrhaft; denn nicht bloß seine Zuhörer schätzten sich glücklich, mit ihm sich zu unterreden, in wichtigen Angelegenheiten seinen Rat, ja für das durch seine Vorlesungen erregte Gewissen und seine Vorwürfe Trost und Hülfe zu suchen, sondern auch die durchreisenden Fremden wollten ihn sehen, ihn sprechen, um ihre Achtung, ihre Liebe, ihren Dank ausdrücken. Er war aller Liebling, nicht bloß in Leipzig, sondern in ganz Deutschland; sein Name war überall gefeiert. Jeder schätzte sich glücklich, der ihm sich nähern, ihn nur sehen konnte. Da legt sich uns die Frage nahe: Woher das? was war die Ursache solchen Ruhmes?

III.

Manches in dem Vorhergehenden gibt darauf schon eine ausreichende Antwort; aber es ist doch notwendig, etwas näher darauf einzugehen.

Als Lehrer der studierenden Jünglinge hatte Gellert sich einen Ruf erworben, der weit über seine nächsten Umgebungen hinausreichte. Es war in seinen Vorträgen die klare, fließende, schöne Sprache, der geregelte Gang der Gedanken und das Durchdachte und Überzeugende nicht allein, sondern auch das aus dem

Innersten seiner eigenen Überzeugung Hervor- und darum auf die Seelen der Hörer mächtig Eindringende, das sie zum Edeln und Heiligen Emporhebende, was seinen Lehrsaal füllte. Da sah man nicht bloß Studenten, sondern auch ältere Männer, Gelehrte, ja selbst Professoren unter seinen Zuhörern. Da drängte man sich, nur einen Platz zu erringen; da herrschte eine Stille, daß man die Atemzüge des einzelnen fast hören konnte. Das mußte begreiflicherweise bekannt werden in immer weiteren Kreisen. Die Begeisterung, mit welcher seine Zuhörer von ihm sprachen, die Liebe und Verehrung, mit welcher sie an ihm hingen, der bessernde Einfluß, den er durch sein Wort ausübte, das alles trug seinen Ruhm auch in die Ferne, und der Dank geretteter Jünglinge, die durch ihn vom Wege des Lasters auf den der Tugend zurückgeführt worden waren, der Dank der Eltern, welche wohl wußten, wer auf ihre Söhne so segensreich einwirkte, mußte einem Manne wie Gellert eine Liebe und Achtung erringen, wie sie wenige genießen.

Die allgemeinste Anerkennung wurde ihm zuteil, und sein Name war ein vielfach gesegneter. Es war in der That wunderbar, wie schnell und allgemein er zur Geltung gekommen war, und wie selbst die einfachsten und niedrigsten Bürger der Stadt mit einer unbegrenzten Hochachtung ihm begegneten.

Hierzu trug aber vor allem auch sein Leben bei. Man hatte es ja vor Augen. Man nahm seine Frömmigkeit, seine Treue in der Ausübung seines Berufs, seine Demut und kindliche Bescheidenheit wahr. Man wußte, wie gering seine Einnahme war, und wie kümmerlich er sich behelfen mußte, aber man wußte es doch auch, so geheim er es auch zu halten sich bemühte, daß an ihm die Armut, das Elend eine helfende Stütze hatte, die um so rührender war, als er gar oft nicht

bloß mit dem Notleidenden teilte, sondern selbst das freudig hingab, was er selber zu seiner Notdurft gebrauchte. Ein gewisser Gödike, der seine Angelegenheiten besorgte, sein Famulus war, wie man sich damals ausdrückte, und sein Diener Sauer redeten ihm oft zu, in seinen Gaben der Wohlthätigkeit doch besser Maß zu halten, weil er ja selbst sich des Allernötigsten beraube, um anderer Not zu lindern. Er lächelte dann und sagte: „Lasset nur! Der liebe Gott wird schon wieder sorgen, und ich kann mich schon behelfen,“ und dabei blieb's.

Dennoch würde dadurch sein Ruhm nicht so schnell sich verbreitet haben, wenn nicht seine Arbeiten als Schriftsteller und Dichter ihm die Herzen überall zugeführt und gewonnen hätten.

Er hatte zwölf Gedichte unter dem Titel: „Lieder“ zu Leipzig drucken lassen, aber es waren davon nur so wenig Abdrücke gemacht worden, daß sie nur in geringerem Maße bekannt wurden. Allein bei allen, welche sie zu lesen Gelegenheit fanden, erweckten sie Bewunderung. Sie gingen in Leipzig von Hand zu Hand, und derjenige, der sie erhalten konnte, schätzte sich glücklich. Mehr aber wirkten noch seine vortrefflichen Fabeln, die durch ihre sittliche Einwirkung auf die Gemüter Außerordentliches leisteten.

Ich habe schon vorher der Zeitschrift Erwähnung gethan, die unter dem Titel: „Bremische Beiträge“ von einem Kreise junger, talentvoller Männer herausgegeben wurde, unter denen die meisten seiner näheren Freunde, besonders aber seine Getreuen: Gärtner und Rabener, sich befanden. Gerade die Fabeln mit ihrem sittlichen Zwecke und seine kleinen dichterischen Erzählungen waren das Feld, auf dem er eine besondere Fähigkeit hatte und außerordentliche Erfolge in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft errang.



Brachten die Bremischen Beiträge solche Arbeiten von ihm, so richteten sich aller Augen alsbald auf dieselben. Ich habe schon erzählt, daß man sie las, wieder las und wahrhaft verschlang, daß man die Blätter dieser Zeitschrift, worin man etwas von ihm zu finden hoffte und nicht fand, unmutig wegwarf, daß einer den anderen fragte: „Hast du schon die neue herrliche Fabel oder Erzählung gelesen, die der liebe Herr Professor Gellert hat drucken lassen?“ Diejenigen, welche solche Fragen verneinen mußten, hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich die Blätter zu verschaffen, worin sich das Gepriesene fand.

Gellert verfuhr mit diesen Dichtungen eigentümlich, aber es ist ein neuer Beweis, wie demütig er war, und wie wenig er sich selbst zutraute. Er las sie nämlich zuerst seinem Freunde Gärtner vor, dessen Urteil für ihn ein maßgebendes war, weil er ihm ein sicheres und rückhaltloses Urteil zutraute.

Wenn irgend etwas Gärtners vorzügliche Anerkennung nicht fand, oder derselbe dies und jenes zu tadeln hatte, so brachte Gellert albald die nötige Verbesserung an oder überarbeitete nochmals das Ganze. Hatte endlich sein Gedicht die Probe bestanden, dann las er's nochmals den übrigen Freunden vor, und erst dann ließ er es drucken, wenn es ihrer aller Beifall gefunden hatte.

Diese seine Thätigkeit fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges, dessen Fluten bekanntlich das darunter heftig leidende Sachsen überschwemmten. Allein das störte unsern Professor nicht; ja es kam einmal vor, daß, während Gellert seine neuen Gedichte im Freundeskreise vorlas, preußische Offiziere Gellerts Wohnung aufs strengste durchsuchten, weil sie meinten, der General Sibylsky sei darin versteckt. Das störte jedoch die Vorlesung nicht im mindesten, und machte auch auf

Gellerts innere Ruhe nicht den geringsten Eindruck, weil er sich frei wußte, und den Unwillen der Freunde wußte er zu beschwichtigen.

Gern und ohne jede Empfindlichkeit, wie sie sonst wohl die Eitelkeit der Schriftsteller äußert, ließ er sich Tadel und Zurechtweisung gefallen und war auf der Stelle bereit, sich dem Urteile seiner Freunde zu unterwerfen.

Auch Schauspiele dichtete er und ließ sie drucken; allein nichts machte das große Aufsehen, wie die beiden Bände seiner gesammelten Fabeln, welche er in den Jahren 1746 und 1748 herausgab. Mit einem wahren Heißhunger verschlang man sie. Nicht bloß in den vornehmen Ständen, nicht bloß in dem gebildeten Mittelstande nahm man sie mit der größten Vorliebe auf und hielt sie als ein wahres Haus- und Familienbuch, sondern selbst in das Haus der Bauern drangen sie, und überall fanden sie den gleichen Beifall, die gleiche Anerkennung und stifteten Segen durch ihren rein sittlichen Gehalt und ihre Einwirkung auf Herz und Leben der Leser. Das erwarb ihm eine seltene Liebe und Verehrung in allen Lebenskreisen.

Einer Begebenheit, die das aufs klarste erweist, muß ich hier gedenken, zugleich aber auch darum, weil sie auf Gellerts Herz einen so tiefen und rührenden Eindruck machte, daß ihm die hellen Thränen in die Augen traten.

Eines Tages nämlich, als Gellert in seinem Studierzimmer saß, fuhr ein Wagen voll Scheitholz vor das Haus. „Wohnt hier," fragte der schlichte Bauersmann, der den Wagen lenkte, „der Herr Professor Gellert, der die schönen Fabeln gemacht hat?" Als man ihm das bejahte, stieg er ruhig auf seinen Wagen und lud sein Holz ab. Als dies endlich geschehen war, stieg er vom Wagen herab, warf seinen

Pferden ein Gebund Heu vor, putzte sich sauber ab und fragte dann: „Wo ist er denn?“ — Man wies ihn hinauf, und der getreue Famulus meldete dem studierenden Gellert, es sei ein Bauersmann da, der ihn zu sprechen wünsche.

Obgleich es keine seiner Sprechstunden war, in denen er sonst nur Besuche annahm, ließ er dennoch den Bauer eintreten, der ihn mit freudestrahlendem Gesichte, wenn auch etwas verlegen betrachtete. Auf die leutselige Anrede Gellerts schien der Mann gar nicht zu achten, sondern fragte: „Also Er ist der fromme Herr Professor Gellert, der die schöne Fabeln gemacht?“ Als Gellert das mild lächelnd bejahte, fuhr der Bauer fort: „Nun, Gott lohn's ihm. Das Buch gäb' ich nicht für die halbe Welt her! Ich kann's Ihm gar nicht sagen, was ich mich daran erfreue und wahrhaft erbaue. Und weil es mir so gefällt, und ich höre, daß Er eben keinen Überfluß hat, so hab' ich meine Dankbarkeit für die schönen Fabeln und die Freude, die Er dadurch mir und den Meinigen gemacht hat, damit Ihm beweisen wollen, daß ich in diesem harten Winter Ihm einen Wagen Holz vor das Haus gefahren habe. Drunten liegt's. Laß Er es sich klein hacken und mach' Er sich damit eine warme Stube!“

Gellert war von des Mannes schlichter, einfacher Rede und dem gemütlichen Tone, aus dem eine rechte treuherzige Liebe sprach, so ergriffen, daß er Thränen in den Augen hatte und kaum reden konnte.

Der Bauer mochte meinen, Gellert fühle sich dadurch beleidigt oder glaube, es falle ihm schwer, ihm solch ein Geschenk zu machen. Darum bat er ihn, ihm doch nicht böse zu sein und das Holz doch anzunehmen. Er habe für sich selber noch Holz genug für den Winter, und er verkürze sich nicht.

Jetzt erst fand Gellert Worte, dankte dem Bauern warm und innig und drückte ihm die derbe Hand mit großer Herzlichkeit. Und selig vor Wonne und Freude ging der glückliche Bauer, meinend, der liebe Herr Professor habe ihm ein Geschenk gemacht durch seine liebevolle Freundlichkeit, das mehr wert sei, als das Holz, das er ihm von seinem Überflusse angefahren hatte.

Lange hin blieb der erquickliche Einfluß dieser Begebenheit ein Segen für des edlen Gellerts Herz, der es nie gedacht, daß seine Fabeln ihm so die Herzen hätten gewinnen können.

Einen andern Schriftstellertriumph, den Gellert bei einem Bauern erntete, und der ihm unsägliche Freude machte, erzählte er selbst, und ich führe ihn mit seinen eigenen Worten aus dem Briefe an einen Freund hier an: „Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bei ihm bekannt ist, herein und langt aus seinem Kober (Sacke), in dem ein guter Vorrat von Butter, Käse und Brot war, meine Fabeln ungebunden hervor. Da fing er in seiner Sprache an: „Bindt mir das Buch fein, fest und schien ein."

„Christoph," sprach mein Buchbinder, „wo habt Ihr denn das Buch bekommen?"

„Wo wer ich's hergekreit han, ich han mir's gekoft. Unser Schulmeister und der Schulze han sich bald schekigt über dem Buche gelacht. Es stieht recht spaßhaft Zeug drinn, mer möcht' närrisch dreber weren. Ich ha en klen Jungen, der schun schmuck lesen kann, dem will ich's gähn, er sull mir abends bei der Pfeife Tubak, wenn ich vom Feld komm' draus vurlesen, so geh' ich kaum mih in die Schenke. Er war noch jung, der Herr, der's in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollt' was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht

angers, als zwanzig Groschen, die han ich ihm auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehn!"

„Ihr Narr," sprach mein Buchbinder, „der Mann, bei dem Ihr das Buch gekauft, hat's nicht geschrieben, er handelt nur damit!"

„Der Schelm!" fing der Bauer an. „Ich dacht', es wär' der Herr selber, ich hätt' dem Teufel nicht soviel gegähn."

„Nunmehr hätte ich gehen können, aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verraten sollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außerdem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben."

„O wenn Sie hätten sehen können, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mir auf die Achseln klopfte und mich ermahnte, mehr solch schnackiges Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt, ich stellte mir alle meine Leser vom Könige von Preußen bis zu dem Holzbauer vor und beschloß sofort, den zweiten Teil von dem Leben der schwedischen Gräfin fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten."

Wie wohl Gellert solch ein ungeschminktes Lob und Anerkenntnis gethan, sehen wir hier aus seinen eigenen Worten. Daß der Dichter sich dessen freute, was so von selber kam, ist noch lange keine Eitelkeit, — und mußte der Mann nicht am Ende doch auch wissen, warum er der Liebling seines Volkes geworden war, dessen beide äußerste Spitzen er scherzhaft nannte, den König von Preußen (den er nicht gerade lieb hatte, weil der siebenjährige Krieg und in ihm der König von Preußen Sachsen so schwer heimsuchte, von dem er am allerwenigsten voraussetzen mochte, daß er etwas von ihm gelesen habe, da seine Ab-

neigung gegen die „hölzernen deutschen Schriftsteller" allzu bekannt war) — und der Holzbauer?

Wie groß man übrigens allgemein den Einfluß Gellerts auf das deutsche Volk in allen seinen Schichten ansah, das geht auch daraus hervor, daß Hofrat Brochwart in Berlin ihn bat, die Pflichten der Herrschaften und Dienstboten in einer kleinen Schrift zu behandeln, weil er sich davon einen reichen Segen versprach. Allein wie konnte der pflichttreue Mann dazu kommen, der mit Besuchen überlaufen war, mit zahllosen, vertrauensvollen Briefen von nah und fern überhäuft wurde, seine Lehrvorträge gewissenhaft hielt und noch gewissenhafter sich darauf vorbereitete, daneben Privatunterricht erteilte, Studierenden aus seiner Verwandtschaft nach- und forthalf und hundertfach litt, wie am Leibe, so am Gemüte, und oft mit Sorgen des täglichen Lebens gequält war, die aus seiner dürftigen Lage und — aus seiner Freigebigkeit gegen Notleidende entsprangen? —

Indessen besserte sich Gellerts Lage dadurch, daß man ihn zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannte und ihm eine kleine Pension oder Gnadengehalt gab. Weit konnte er damit nicht fliegen, aber es half denn doch den häufigen Bedrängnissen vorerst ab. Wie groß indessen die allgemeine Verehrung war, dafür zeugen die großmütigen Unterstützungen von reichen Privatleuten, die ihm Jahrgehalte anboten oder ansehnliche Summen überschickten. Erstere lehnte er ab, und wußte er, woher letztere kamen, so sandte er sie gewiß zurück. Es war seine Demut und Bescheidenheit, seine Selbstbeschränkung und wirkliche Bedürfnislosigkeit für seine eigene Person, was ihn zufrieden machte, wenn er das Notdürftigste sein nennen konnte. Aus seiner schriftstellerischen Wirksamkeit erwuchs ihm wenig, denn der Ehrensold war

gering, und die Vorteile flossen in den Säckel des Buchhändlers, während der Schriftsteller darbte. Das war im allgemeinen in jener Zeit so in Deutschland, ist aber nun auch anders, das heißt besser geworden.

Ein Herr von Craussen hatte Gellert ein Jahrgeld angetragen, Gellert aber es abgelehnt. Der wackere Craussen beschloß nun, das Jahrgeld, das er abgelehnt, seiner alten Mutter zu geben. Tief ergriff dies Gellert, und in dem vollen Gefühle der Freude darüber schrieb er an den Geber: „Endlich komme ich zu einer Stelle in Ihrem Briefe, die mein ganzes Herz bewegt. Sie wollen meiner alten Mutter eine kleine jährliche Pension (Jahrgeld) erteilen. Gott, welche Freude wird sie über diese seltene Großmut haben! Wie wird sie die göttliche Vorsehung preisen und für ihren Wohlthäter mit zitternden Händen beten!" — In einem andern Briefe sagt er demselben, er würde vielleicht selbst nach Hause reisen, um seiner teuren Mutter die Freudenbotschaft zu bringen, daß Herr von Craussen ihr jährlich 50 Gulden ausgesetzt habe. Man sieht, wie glücklich es ihn machte, eine Wohlthat, die ihm zugedacht war, auf die geliebte verwitwete Mutter übertragen zu wissen.

Aber — während sein Name mit Liebe und Hochachtung überall genannt wurde, quälte ihn sein Leiden aufs heftigste. Beklemmungen, Angst, Mißstimmung, Schlaflosigkeit, Trübsinn, — das waren die Quälgeister seiner Tage, seiner Nächte; sie begleiteten ihn in den Hörsaal und in die stille Studierstube, in die Gesellschaft und in die Einsamkeit, und selten waren sonnenhelle Tage in seinem Leben. Unter dem drückenden Weh des Leibes litt auch der Geist. Zwar die Arbeit seines Berufes zu thun, spornte ihn seine Pflichttreue, aber zu dichten, selbstthätig etwas hervorzubringen, war ihm oft tage-, oft wochenlang unmöglich, weil

der klare, unumwölkte Geist, das heitere, harmlose Gemüt, welche dazu gehörten, zu seltene Erscheinungen bei ihm waren. Die Liebe der Menschen, die ihm von allen Seiten bezeugt wurde; der Beifall, den mehr und mehr seine Schriften errangen; die Übersetzungen in fast alle europäischen Sprachen, welche sie fanden, — das alles war kaum imstande, den Trübsinn zu scheuchen, der sich wie eine für die Sonne der Freude undurchdringliche Nebelschicht auf seine sonst so friedliche, heitere Seele legte. Er versuchte es, durch eine kleine Reise nach Hainichen, wo seine geliebte Mutter erkrankt war, sich selbst etwas zu erholen und auch die liebe Mutter zu erfreuen, aber leidend ging er, leidend kam er wieder. In einem Briefe an einen Freund beklagte er es, daß er Kaffee trinke und Tabak rauche, ob ihm gleich beides nicht gut sei, wie er wisse; aber es sei schlimm, meint er, daß er nicht die Kraft habe, sich von beidem zu enthalten, da es zu seinen Studien durch die Macht der Gewohnheit notwendig geworden sei.

Sein Leiden war indessen nicht immer gleich heftig und quälend. Freudig dankte er seinem treuen Herrn im Himmel für die bessern Tage und arbeitete dann rastlos an der Herausgabe seiner Lehrgedichte und Erzählungen. Sie erschienen 1754, aber nicht ohne Zagen und Zweifel gab er sie heraus. Noch in diesem Jahre ging er nach Karlsbad zur Kur; diese Heilquelle war ihm verordnet worden, und er hatte sie auch schon einmal früher nicht ohne Erfolg gebraucht. Indessen blieb er nicht lange, und der Erfolg war nicht von Erheblichkeit.

Allgemein war die Teilnahme an seinem Leiden, und die Blicke der Leipziger Bürger wie der Studenten begleiteten liebevoll den fein aussehenden, zarten Mann, wenn er langsam dahinschritt und den ehrfurchtsvoll

Grüßenden freundlich dankte. Gerade die letzteren, die Studenten nämlich, hingen mit einer ungeteilten Liebe und Verehrung an dem edlen Manne, der einen so großen Einfluß auf ihr Leben und Thun gewonnen hatte. Durch seine moralischen Vorlesungen und die Wärme des gläubigen Herzens, die sie wie ein heiliges Feuer durchdrang, ergriff, besserte und läuterte er nicht nur die Jünglingsherzen, sondern er begeisterte sie für alles, was groß, edel und heilig ist. Viele riß er durch diese Vorträge von dem Abgrunde des sittlichen Untergangs zurück, und wenn sie mit gerührtem, reuigem Herzen ihn suchten, dann setzte er, Auge in Auge, das Werk fort und flehte im Gebete mit ihnen um den göttlichen Beistand. Was im Innern des Gemütes, unsichtbar für das leibliche Auge sein gottbegeistertes Wort wirkte, das wußte nur der, der ins Verborgene schaut; aber die Geretteten wußten es und dankten es ihm, und von vielen Eltern, deren Söhne durch seines Wortes bessernden Einfluß gerettet worden waren, kamen ihm Danksagungen zu voll der rührendsten Innigkeit. Wie manchem armen Studierenden gab er heimlich Unterstützungen aus seiner Armut, die eben nur dadurch reich wurde, daß er sich selbst manches abzog und abdarbte, und wie manche arme Familie in Leipzig besaß in ihm ihren stillen Wohlthäter.

War es da ein Wunder, wenn des Mannes Ruhm überallhin sich verbreitete? Zeigte es sich nicht da aufs klarste, wie richtig jenes Wort war, der Herr habe ihm eine größere Gemeinde geben wollen, als die, welche die Grenzen eines Kirchspiels umschlösse, darin er wirke für das Reich Gottes und sein Kommen? Es waren in der That nur wenige unter den Gelehrten Deutschlands, die Gellert nicht liebten und ehrten, und bei diesen wenigen lag der Grund darin, daß sie ihn und seine Schriften nicht kannten.

Hab' ich schon früher einige Erlebnisse Gellerts erzählt, die beweisen konnten, wie allgemein die Verehrung für ihn unter allen Ständen war, so muß ich hier noch einige folgen lassen, die er ebenfalls selbst erzählt hat, und zwar in einem Briefe an eine Freundin.

„Den 18. November 1758," schreibt er, „ließ sich ein Husarenlieutenant von dem Gefolge des Generals Malachowsky sehr ungestüm bei mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir, was da wolle. Alsbald trat ein hagerer, schwarzer Mann mit drohenden Augen, kotigen Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in etliche kleine geknüpft; mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel und in der rechten den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche, mit Draht durchflochten. — „Was ist zu Ihrem Befehl, Herr Lieutenant?" hob ich mit Zittern an. „Haben Sie Ordre, mich zu arretieren? Ich bin unschuldig!" — „Nein mein Herr! Sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert?" „Ja, ich bin Gellert." – „Nun, es freut mich, Sie zu sehen und Sie zu umarmen!" — Gesagt, gethan, und, o wie zitterte ich bei der Umarmung! — „Ich bin ein großer Verehrer ihrer Schriften," fuhr der Bärtige fort. „Sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundschaft zu versichern."

„Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant. Haben Sie die Güte und lassen Sie sich nieder!"

„Ja, das will ich gerne thun; sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viele schöne Bücher schreiben können." —

„Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern

angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdann setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an das, was ich schreiben wollte, und schrieb so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten. Sagten sie, es wäre gut und ich sollte es hin und wieder verbessern und es drucken lassen, so verbesserte ich's und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen."

„Nun, das will ich mir merken," versetzte er, „ich habe oft Zeit und Lust zu schreiben, und sobald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch keinen Rubel (eine russische Münze) in ihrer Schatulle (Geldkiste), Herr Professor? Lesen Sie sich einen aus! Diese hier sind von einem Kosaken-Obersten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und diese von der Frau eines russischen Offiziers, die auf der Flucht mit dem Pferde stürzte."

Es lief mir bei dieser Erzählung und bei dem Präsent eiskalt über den Leib.

„Das sei ferne von mir, daß ich Ihnen einen Teil Ihrer Beute entziehen sollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel; ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten."

„Aber Sie müssen ein Andenken von mir annehmen, Herr Professor; gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind sibirische. Und diese Peitsche? Es ist eine Knute. Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe außerdem noch treffliche Gewehre erbeutet, türkische und

tartarische. Sie stehen bei Eulenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken. Ein Wort, ein Mann! Der Soldat hat nichts Kostbareres, als Beute, mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen diese Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr."

Hier nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn an meine Bücherschränke. „Dies ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß. Den einen Teil dieser Bücher verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Not entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen?"

„Ja, geben Sie mir Ihre Trostgründe wider ein sieches Leben, wenn ich etwa noch von den Russen blessiert werden möchte; denn ach, die Russen, das ist ein schreckliches Volk! Sie stehen wie Berge so fest, und man arbeitet sich müde und halb tot, ehe man sie zum Weichen bringt!"

Nunmehr wollte er mir die Geschichte von der letzten Bataille erzählen, aber zu meinem Glücke schlug es. Meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husaren-Lieutenant, daß ich ein Kollegium hätte. Er bot mir noch einmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besah meinen Katheder, wünschte mir viel Gutes und ging mit seinen Pistolen und seiner Knutpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe mit etlichen Kameraden besetzt hielt, abnahm.

„Peter," rief der Lieutenant, „das ist der Herr, der die schwedische Gräfin geschrieben hat!" — Peter sah mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir seinen Beifall zu. Die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Umständen begleitete ich den Herrn Lieutenant die Treppe hinunter.

„Kann ich Ihnen — das war sein letztes Wort — noch bei dem Grafen Malachowsky auf irgend eine Weise dienen?

„Im geringsten nicht!"

„Oder bei dem General Dohna!"

„Ich danke unterthänig!"

„Oder auch bei dem Könige?"

„Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfälligst!" — und schnell entfloh ich den Husaren.

Solcher Auftritte kamen in den Kriegsläuften viele. Ein anderesmal besuchte ihn der junge Graf Dohna und bat ihn, daß er ihm eine Gattin auswähle, wie die „schwedische Gräfin" oder Lottchen in den „zärtlichen Schwestern". Beides waren nämlich Personen, die Gellert in der Schrift geschildert hatte, deren Titel dabei angegeben ist, und die ihm viele Herzen zugewendet hatten. Und das meinte der junge Mann ganz treu und ehrlich, denn er war der Meinung, daß Gellert ja doch solche Personen kennen müsse, wie er sie in diesen Schriften geschildert habe.

Wieder ein anderesmal traten die sämtlichen Oberoffiziere des Beverschen Regiments in seine Vorlesung und hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu.

Das alles berichtet er in diesem Briefe und schließt ihn dann mit den Worten: „So kriegerisch sieht es im „Schwarzen Brette" aus (das war der Name des Hauses, das er bewohnte), ich werde es nicht lange mehr aushalten."

Aber er hielt es doch aus, und noch andere Ereignisse sollten an den edeln Mann herantreten. Doch ehe ich diese erzähle, kann ich nicht umhin, noch einen Zug hervorzuheben, der es beweist, wie groß die Liebe, Dankbarkeit und Hochachtung für ihn war, und dabei bediene ich mich seiner eigenen Worte wieder,

weil sie einen tiefen Blick in sein innerstes Wesen thun lassen.

„Ein junger preußischer Offizier,“ so schreibt er an den jungen Grafen Brühl, „hat hier von seiner verstorbenen Tante eine Erbschaft von fünf oder sechs tausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlangte, zweimal bei dem Advokaten T** gesprochen und einmal mit ihm bei diesem Manne gespeist. Am Sonntag treffe ich ihn wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. „Ach,“ fing er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, „Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr größter Schuldner, und ich bitte Sie inständigst, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an und danken Sie mir nicht dafür! Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Geld in die Hand.“ —

„Sie mein Schulder, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?“ —

„Nun, ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen, Sie haben mein Herz durch ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertausche ich die ganze Welt nicht. Jetzt kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten, er soll nicht Zeuge meiner Schuldigkeit sein!“

„Ich nahm es und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisd'or. Nun erschrak ich zum zweitenmale; dieser freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz, nicht das Geld (nein, das Geld konnte es nicht sein, dies dringt nie in das Innerste der Seele); bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott dachte,

ein Gedanke, daß ich nicht ganz unnütz wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfalle Mut schöpfen und nicht immer im Kummer versinken sollte, — ein solcher Gedanke war es. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? — Zu deiner Freude? O wer wärest du? Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel.“ —

So erfuhr Gellert von allen Seiten Liebe und Anhänglichkeit. Wenn er aber Geld hatte, so dachte er an Arme und Notleidende zuerst, zuletzt an sich, und sein getreuer Famulus Gödike war der verschwiegene, treue Träger seiner Gaben.

Bezeichnend für seine Wohlthätigkeit ist ein Zug aus dem Jahre 1758, da er an seine Schwester in Hainichen schrieb: „Wißt Ihr ein paar Kinder in Hainichen oder auf den Dörfern, welche von den Eltern oder Anverwandten aus Armut nicht zur Schule gehalten werden, so meldet mir, was jährlich das Schulgeld für zwei Kinder beträgt, ich will es allezeit auf ein halbes Jahr vorausschicken und auch die Schulbücher auf mich nehmen.“

Seine geistlichen Oden und Lieder gewannen ihm wieder auf's neue liebende Herzen. Sie wurden mit einer außerordentlichen Teilnahme und Freude aufgenommen und wirkten nach allen Seiten segensreich. Von vielen Seiten her empfing er dafür Briefe voll der innigsten Verehrung und Liebe.

Ein vornehmer Mann in Warschau, der sich nicht zu erkennen geben wollte, setzte ihm ein Jahrgehalt von 150 Thalern aus. Gellert brauchte es notwendig; denn seine Gesundheit wurde sehr wankend.

Der Tod seiner geliebten Mutter hatte ihn tief gebeugt und ohne Zweifel einen üblen Einfluß auf seine Gesundheit gehabt.

Nun wälzte sich der Krieg nach Sachsen. Die Ereignisse drängten sich. Leipzig war angefüllt mit Soldaten. Natürlich hörte da Gellerts Thätigkeit als Professor auf, und er schildert das wilde Soldatentreiben in dem Hofe seines Wohnhauses als das wildeste und tollste von der Welt. Wie gerne mochte er dem allem, was ihn unangenehm berührte, entgehen; aber wohin sollte er fliehen? Überall Soldaten, überall das Kriegstreiben und das wildeste Durcheinander. Er litt viel durch die stete Aufregung, obgleich er persönlich mancherlei nicht unangenehme Erfahrungen machte und nicht selten Beweise der größten Hochachtung und Wertschätzung empfing.

Rührend war es ihm, daß der General von Hülsen die starke Einquartierung, welche seine Geburtsstadt Hainichen von preußischen Truppen erhalten hatte, um ein sehr Bedeutendes ermäßigte und dem Magistrate, dem Stadtvorstande ausdrücklich dabei eröffnen ließ, dies geschehe aus Hochachtung vor dem Dichter Gellert, der dort das Licht der Welt erblickt habe, was ebensosehr Gellert wie den General ehrte, welcher seiner Hochachtung vor dem Dichter solchen Ausdruck gab.

Aber noch höhere Ehren sollte er erfahren.

Als die Prinzen Karl und Heinrich von Preußen nach Leipzig kamen, war es ihr Wunsch, Gellert persönlich kennen zu lernen.

Gellert wurde zu den Prinzen geladen, und besonders war es der edle Prinz Heinrich, welcher ihm viele Ehre erwies. Er hatte eine lange Unterredung mit demselben, und Gellert benutzte diese Gelegenheit, dem Prinzen, welcher den Eingebungen seines edlen und menschenfreundlichen Herzens folgend, wo und



wie er konnte, dem unglücklichen Sachsen die Leiden des Krieges zu erleichtern und zu mildern suchte, aufs wärmste dafür zu danken. Das that dem Prinzen wohl, weil er es von einem Manne vernahm, der zu wahr und aufrichtig, zu rechtschaffen und gottesfürchtig war, um ihm eine jener schalen Schmeicheleien zu sagen, womit große Herren so oft überhäuft werden von feilen und schamlosen Schmeichlern, die doch an das selbst nicht glauben, was sie sich nicht entblöden, zu sagen. Der Prinz nahm Gellerts aufrichtige, tiefgefühlte Worte freundlich und wohlwollend auf.

„Haben Sie nichts für sich zu wünschen?“ sagte mild und freundlich der Prinz, „ich möchte Ihnen gern dienen.“ —

Gellert, der nie an eigenen Vorteil dachte, oder gar ihn suchte, entgegnete: „Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortsetzung ihrer unverdienten Gnade.“

„Kann ich nicht Ihren Freunden, oder denen, die Ihnen lieb sind, dienen?“ fragte weiter der Prinz, dem eine solche Bescheidenheit wohl selten vorgekommen sein mochte.

Aber auch das mochte Gellert nicht und ehrerbietigst lehnte er es mit den Worten ab, der Prinz habe ihm und seinen Freunden während des ganzen Krieges beständig Wohlthaten erwiesen.

Der Prinz behielt einen äußerst guten Eindruck von Gellert in seiner Seele zurück. Er sprach oft und gern noch später von ihm und erhielt dabei auch genaue Kenntnis von seinem Leiden. Das machte einen so tiefen Eindruck auf den edlen Prinzen, daß er dem Grafen Kalkreuth den Auftrag erteilte, ein äußerst sanftes, vortreffliches Pferd, dasselbe, welches er in der Schlacht von Freiberg geritten hatte, dem Dichter zu überbringen mit der inständigen Bitte, es täglich

zu reiten, weil gerade diese Art von Bewegung bei Leiden, wie er sie trage, besonders wohlthätig und heilsam sei.

Der General von Kalkreuth entledigte sich dieses Auftrages auf eine ebenso liebenswürdige, als ihn selbst ehrende Weise. Gellert war tief gerührt von dieser Gnade des Prinzen und drückte sein Gefühl auf die schönste Weise aus. Seine Freude war groß und er erfüllte des Prinzen Wunsch und ritt täglich auf dem schönen sanften Tiere aus, leider aber ohne dadurch eine wesentliche Besserung seines Gesundheitszustandes zu erfahren. Das Übel war schon zu tief gewurzelt und zu hartnäckig geworden, als daß es noch hätte wesentlich erleichtert und gemildert werden können; aber immer blieb die edle Teilnahme des Prinzen ein Lichtpunkt in Gellerts Leben, wie in seinen Erinnerungen, und in seinem Gemüte trug er für ihn bis zum Ende seines Lebens die tiefste Dankbarkeit.

Eine noch höhere, noch bedeutsamere Auszeichnung sollte Gellert zu teil werden in diesen stürmischen, für das Vaterland des Dichters drangsalvollen Zeiten.

Friedrich II., der Große, der einen inneren Widerwillen gegen deutsche Schriftsteller hatte, weil ihre Schreibart unbeholfen und eckig sei, ja kaum von ihnen einige Kenntnis nahm, verlegte im Jahre 1760 sein Winterquartier nach Leipzig. Hier an einer der ersten deutschen Universitäten lag es unabweislich nahe, auch einmal der Männer zu gedenken, welche hier im Dienste der Wissenschaft zur Bildung der deutschen Jugend wirkten, die einst nach allen verschiedenen Richtungen den größten Einfluß auf das Volk gewinnen mußte. Berühmte Namen waren unter den Professoren der Universität. Unter ihnen aber glänzte als Stern erster Größe der Liebling des deutschen Volkes — Gellert.

Ob Friedrich der Große von Gellert irgendje

mehr, als höchstens den Namen vernommen, — ist zweifelhaft. Nahm er doch überhaupt kaum Kenntnis von deutschen Schriftstellern und ihren Werken und warf sie, wenn sie ihm in die Hände kamen, stets unwillig wieder fort, weil sein Geist keine Befriedigung in ihnen fand. Nun gar in den wechselnden Geschicken eines blutigen Krieges, wo der Monarch von allen Seiten bedrängt, nur auf diesen seine ganze geistige Kraft verwandte, und verwenden mußte, wie konnte er sich da mit deutschen Dichtern befassen, für die er überhaupt nicht viel übrig hatte? Jetzt aber an dem Orte, wo Gellert wohnte, konnte es nicht ausbleiben, daß er ihm genannt und daß auf ihn besonders aufmerksam gemacht wurde. Denn ich habe schon an einzelnen Beispielen nachgewiesen, wie viele hohe und niedere Offiziere des königlichen Heeres sich als warme Verehrer Gellerts erwiesen, und wie selbst die königlichen Prinzen ihn ausgezeichnet hatten. Ich erzählte diese Begebenheit so ausführlich als möglich und folge der treuesten Berichterstattung darüber, einem Briefe aus dem Jahre 1761, den Gellert selbst geschrieben.

Es war am 18. Dezember 1760, als Gellert, unwohl, wie seit einiger Zeit fast ununterbrochen, dennoch aber arbeitend an seinem Schreibtische saß. Im Zimmer war es heimlich und stille, und er dachte am wenigsten heute an einen bedeutenden Besuch, zumal draußen das Wetter unfreundlich und stürmisch war. Er hatte sich nicht einmal rasieren lassen, da er nicht ausgehen wollte, und saß im Schlafrocke da, eine weiße Baumwollmütze über den Kopf gezogen.

Drei Uhr nachmittags mochte es sein, als ihn ein Klopfen an seine Thüre aus seinem trüben Nachsinnen weckte. Auf seinen Ruf: „Herein!“ trat ein stattlicher Mann in das Gemach. Er trug die Uniform eines königlich preußischen Majors, grüßte ehrerbietig und

sagte: „Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Seine Majestät der König verlangen Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.“

Gellert erschrak heftig und wußte sich im ersten Augenblicke nur schwer zu sammeln und zu fassen. Denken wir uns den ohnehin ängstlichen und leidenden Mann, der so unerwartet zu dem gerufen wurde, den die Welt mit Recht den ersten seines Jahrhunderts nannte, vor dem alle Welt mit hoher Achtung, darum aber auch mit Scheu erfüllt war, so mögen wir es uns wohl vorstellen, daß seine Seele ein Schrecken ergriff bei dem Gedanken, vor dem großen Heldenkönige erscheinen zu sollen. Er sammelte sich aber und sagte: „Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein.“

„Es ist wahr,“ sagte der Major, teilnahmsvoll ihn betrachtend, „Sie sehen nicht wohl aus; ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Entschuldigung ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder nachfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll,“ sagte lächelnd der Major.

Gellert mußte in jedem Falle Zeit gewinnen, damit er sich barbieren lasse, kleide, sammle. Er sagte also zu dem Major:

„Ja, thun Sie das, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.“ — Der Major verabschiedete sich achtungsvoll und sehr freundlich.

Gellert entnahm dem Worte des Majors, daß für ihn auf keine Weise um die Ecke zu kommen war. Der Wunsch des Königs war Befehl, und Friedrich war nicht gewohnt, vor etwaigen Hindernissen zurückzutreten. Gellert mochte auch denken, daß man im Feindeslande, bei aller Hochachtung vor dem Einzelnen, weniger Umstände machen werde, und daß er dann, wenn er sich etwa nötigen ließe, einen ungnädigen Empfang zu erwarten haben dürfte. Übrigens war auch seine Hochachtung vor dem großen Könige zu mächtig, als daß er sich hätte mögen als widerwillig ansehen lassen; allein seine Lage war doch äußerst unangenehm. Sein treuer Famulus Gödike war abwesend, auch der erprobte Diener Sauer nicht zur Hand. Woher nun im Augenblicke einen Barbier nehmen, und der war der allernotwendigste, und dann einen Perückenmacher, der die Perücke auf dem Kopfe ordne, die nicht im solidesten und anständigsten Zustande sich befand, wenigstens nicht in dem, welcher nötig erschien, um vor einem gekrönten Haupte erscheinen zu können, und ohne Perücke? nein, das wäre gegen alle Zucht, Sitte und Ordnung jener Tage gewesen. Da war denn, wie man sagt, Holland in Not, und Gellert war in solchen Dingen durch die große Aufmerksamkeit des Famulus Gödike und seines alten, ehrlichen Sauer sehr verwöhnt. Das ganze Haus wurde rebellisch und mit vieler Mühe und nach höchst ungeduldigem Warten — denn die Uhr rückte unaufhaltsam der Stunde zu, wo der Major wiederkommen wollte — erschien endlich der Barbifax, um die ordnungswidrigen Barthaare wegzunehmen. Mittlerweile kam dann glücklicherweise Sauer und eilte nach einem Perückenmacher, der mit großer Kunstanstrengung die Haarhaube zurechtsetzte, so gut es unter so dringlichen Umständen gehen mochte. Natürlich würde ihre

Verbesserung bei gehöriger Zeit und auf dem Perückenstocke ganz anders ausgefallen sein, als bei dem Drängen Gellerts und der unbequemen Arbeit für den Haarkünstler auf dem Kopfe des Inhabers selbst. Indessen wurde das Werk zur Zufriedenheit rechtzeitig noch beendet, und Gellert legte mit mehr Ruhe seine beste Kleidung an, legte den dreieckigen Hut zurecht, und das notwendige Meerrohr stand zur Hand. Gellert erwartete, sinnend, wie er zu dem König reden sollte, und nicht ohne innere große Aufregung die Rückkunft des königlichen Abgesandten. Pünktlich mit dem Schlage der vierten Nachmittagsstunde trat dieser ein und freute sich herzlich, den Herrn Professor fertig zu finden, seinem Könige und Herrn aufzuwarten.

Ohne Zeitverlust brechen sie auf und schreiten dem Apelschen Hause zu, wo des Monarchen Hauptquartier war. Natürlich blicken die Leipziger, die noch immer, selbst unter dem schweren Drucke der Kriegslasten, für ihren lieben Professor Gellert viel übrig hatten, neugierig auf beide Wanderer, deren Ziel manche erraten und sich der großen Ehre freuen, die ihrem Liebling zu teil wird. So erreichen sie endlich das Vorzimmer, wo hohe Offiziere sich befinden, denen Quintus Icilius mit großer Genugthuung seinen Begleiter vorstellt, und die ihm ihre Hochachtung bezeigen und ihre Freude, den berühmten Gellert von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Der dienstthuende Kammerherr meldete dem Könige den Herrn Professor Gellert, dem das Herz mehr und mehr zu pochen beginnt, und — derselbe Kammerherr öffnete die Thüre des königlichen Empfangszimmers und lädt zum Eintritte ein. Der Major Quintus Icilius begleitet Gellert und spricht ihm Mut ein, und bald stehen sie vor dem großen Könige, dessen großes, durchbohrendes Auge auf Gellert ruht.

Nachdem ihn Friedrich einige Augenblicke betrachtet hatte, fragte er: „Ist Er der Professor Gellert?“

„Ja, Ihro Majestät,“ antwortete Gellert ehrerbietig.

„Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt,“ fährt der König fort. „Wo ist Er her?“

„Aus Hainichen bei Freiberg.“

„Hat Er noch einen Bruder in Freiberg?“ fragte der König.

Gellert bejahte die Frage.

Nach einigen Augenblicken fährt der König fort: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?“

Major Quintus Icilius fiel hier ein, ehe Gellert antworten konnte: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine*) nennen.“

„Das ist viel,“ versetzte der König, ohne ein Zeichen der Unzufriedenheit, daß der Major eingefallen war; dann sagte er, gegen Gellert gewendet: „Hat Er den Lafontaine gelesen?“

Gellert erwiderte ruhig, denn er hatte seine volle Sammlung des Geistes gewonnen: „Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt, ich bin ein Original**).

Der König maß Gellert mit festem Blicke und sagte dann zögernd: „Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?“ (Soviel wie: Schriftsteller.)

Gellert, den das verletzen mochte, erwiderte: „Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.“

---

*) Lafontaine ist ein berühmter französischer Fabeldichter gewesen.

**) Was soviel heißt, als: Ich bin durch eigene Kraft ohne fremde Nachahmung und Vorbild ein Fabeldichter geworden.

Rasch erwiderte der König: „Nein, das kann ich nicht sagen.“

Ebenso rasch fiel Gellert ein: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.“

„Das ist wahr,“ sprach fest der König. „Warum haben wir keinen guten Geschichtschreiber?“ setzte er streng hinzu.

„Es fehlt uns daran auch nicht,“ entgegnete Gellert. Wir haben einen Mascow, einen Cramer, der den Bossuet*) fortgesetzt hat.“

„Wie ist das möglich,“ rief der König mit einem Zuge von Spott, „daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?“

Gellert, dem die Einrede die Pflicht auferlegte, des deutschen Schriftstellers sich anzunehmen, sagte ernst: „Ja, ja und glücklich! Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben derselben Beredsamkeit und mit mehr historischer**) Richtigkeit fortgesetzt habe.“

„Hat's der Mann verstanden?“ fragte etwas wegwerfend der König.

„Die Welt glaubt's,“ erwiderte Gellert.

„Aber warum macht sich keiner an den Tacitus***),“ sagte der König. „Den sollte man übersetzen.“

„Tacitus ist schwer zu übersetzen,“ bemerkte Gellert, „und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen.“

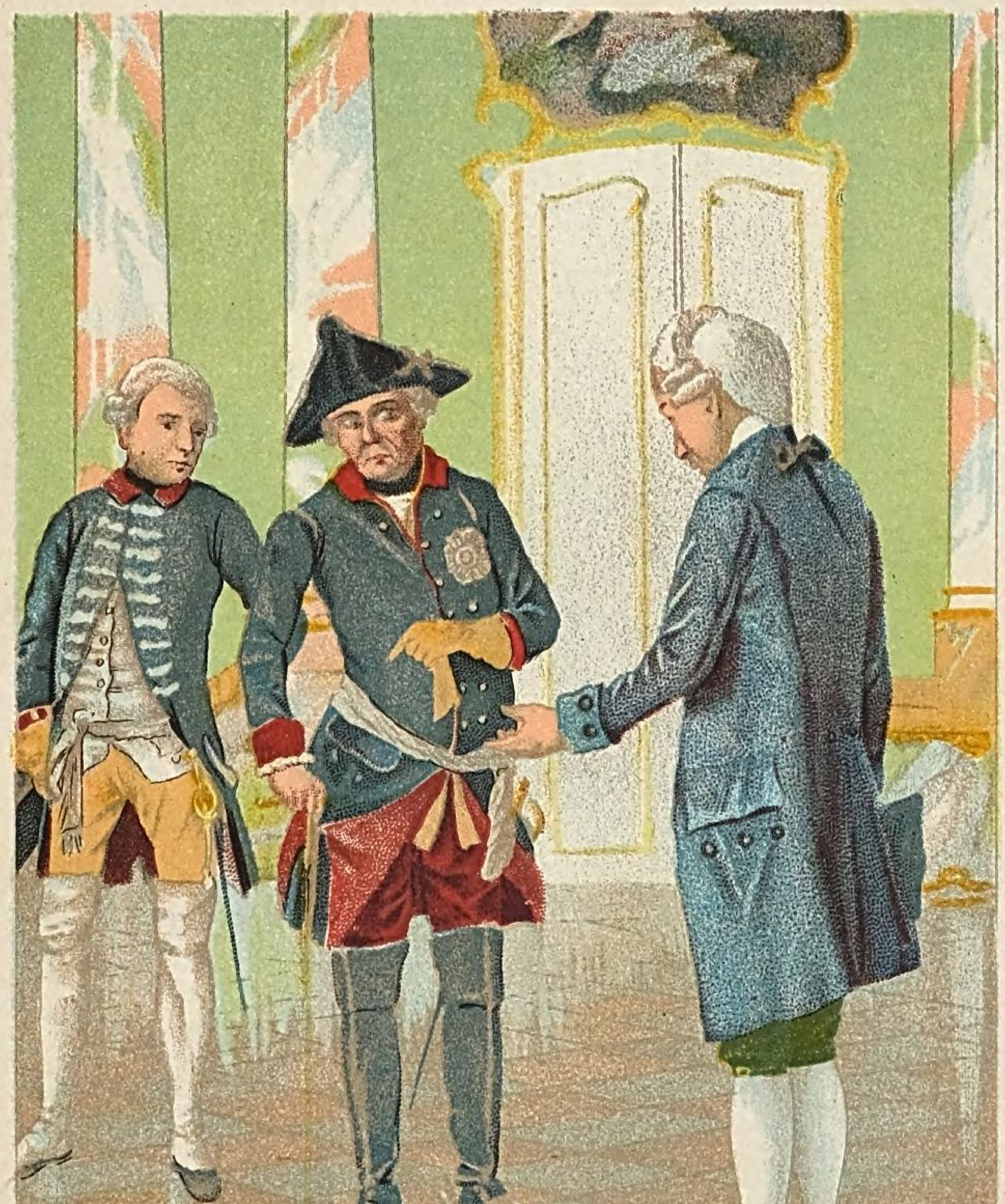
Mit dieser Bemerkung traf Gellert die Vorliebe des Königs für die französischen Schriftsteller. Der König aber erwiderte, das Wahre gern anerkennend: „Da hat Er recht!“

---

*) Einen französischen Geschichtschreiber.

**) Geschichtlicher.

***) Ein römischer Schriftsteller, der auch ein Werk über Deutschland schrieb.



Gellert fuhr fort. „Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum*) der Deutschen, vielleicht hat es ihnen an Augusten**) und Ludwig XIV.***) gefehlt."

Der König mochte fühlen, daß Gellert damit sagen wollte, daß eben kein mächtiger Fürst Deutschlands sich aufmunternd deutscher Schriftsteller annehme, und das war eine schlagende Wahrheit, die der König recht gut auch auf sich selbst beziehen konnte. Fast scheint es, als habe er der Sache eine andere Wendung geben wollen, als er rasch und stark betont fragte:

„Wie? Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?"

Gellert sagte darauf: „Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die Genies†) ermunterte."

Der König lenkte von diesem Gedanken ab und fragte rasch: „Ist Er nicht aus Sachsen weggekommen?"

„Ich bin einmal in Berlin gewesen," sagte Gellert darauf.

„Er sollte reisen," versetzte schnell der König.

„Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen."

Das erstere festhaltend, fragte der König: „Was hat Er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte?"

---

*) Jahrhundert.

**) August, römischer Kaiser, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften.

***) König von Frankreich, der ebenfalls Künstler und Schriftsteller hob.

†) Ausgezeichnete Geister unter den Menschen

Schmerzlich lächelnd sagte Gellert: „Weil Sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen: in meinem Mund würde es zu stolz geklungen haben."

„Ich habe sie auch gehabt," fuhr der König fort. „Ich will ihn kurieren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber*) nehmen."

„Diese Kur, Ihro Majestät, möchte wohl eine neue Krankheit für mich werden," entgegnete Gellert. „Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so möchte ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich auf ihm nicht fortkommen können."

„So muß Er fahren," sprach der König.

„Dazu fehlt mir das Vermögen," war Gellerts Antwort.

„Ja, das ist wahr," versetzte ernst der König, „daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?"

Jetzt war Gellert auf dem Punkte, der ihm das Herz bewegte. Der Jammer des Krieges drückte sein Vaterland nieder, und das lag ihm so schwer auf der Seele.

„Ja wohl," sagte er mit Innigkeit, — „und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten" —

„Kann ich denn?" fiel ihm der König rasch ins Wort. „Es sind ja drei wider mich!"

Gellert sagte, sich gewissermaßen entschuldigend: „Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte."

Der König ließ schnell diesen Gedanken fallen und fragte rasch wieder: Welcher ist schöner in der Epopöe**), Homer***) oder Virgil†)?"

---

*) Rhabarber, ein abführendes Arzneimittel.

**) Heldengedicht.

***) Homer ist der größte der griechischen Dichter.

†) Ein römischer Dichter, der ebenfalls ein Heldengedicht verfaßte.

„Homer", entgegnete Gellert, eingehend auf den neuen Gedanken des Königs, „scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original*) ist."

„Aber Virgil ist viel polierter," sagte der König.

„Wir sind zu weit von Homer entfernt," antwortete Gellert, „als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urteilen können. Ich traue darin dem Quintilian**), welcher dem Homer den Vorzug giebt."

„Man muß aber nicht ein Sklave von den Urteilen der Alten sein," warf der König hin.

„Das bin ich nicht," erwiderte Gellert; „ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urteilen kann."

Der Major Quintus Icilius, welcher bisher schweigend den raschen Wendungen dieses seltsamen Gesprächs zugehört hatte, dessen Gedankensprünge so auffallend waren, nahm jetzt, wo es ein augenblicklicher Stillstand gestattete, das Wort und sagte zu dem Könige, auf Gellert deutend:

„Er hat auch deutsche Verse herausgegeben."

„So?" fragte der König: „Hat Er denn auch wieder den Stylum Curiae***) geschrieben?"

„Ach ja, Ihro Majestät," antwortete Gellert, und es mochten dabei Erinnerungen an die Abschriften von Gerichts- und anderen Akten durch seine Seele ziehen, die er als Knabe hatte machen müssen, und deren Schreibart sich ihm so sehr eingeprägt hatte, daß

---

*) Original hier soviel als Vorbild, weil Virgil, den Homer nachbildete; Urbild.

**) Quintilian war ein römischer Schriftsteller.

***) Stylium Curiae, Kurialstil nannte man die steife, eckige, mit fremden Wörtern gespickte Art und Weise, wie man Urteile und wichtige Schriften verfaßte, welche Art und Weise sich auch mehr oder weniger in den Büchern jener Tage kundgab.

seine Briefe von der Meißner Schule in die Heimat oft ganz in dieser Art der Abfassung gehalten waren.

„Aber warum wird das nicht anders?“ fragte der König. „Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.“

Lächelnd antwortete Gellert: „Wenn es Ihre Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen.“

Der König brach hier wieder ab und fragte rasch: „Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?“

„Ich zweifle,“ entgegnete Gellert. „Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.“ —

„Besinn' Er sich,“ versetzte leutselig der König, „ich will unterdessen herumgehen.“ — Er ging einmal durch das Gemach, blieb dann vor Gellert stehen und fragte: „Nun, hat Er eine?“ —

„Ja, Ihro Majestät,“ sprach Gellert, „Den Maler“. Und nun sprach er die Fabel, welche so überschrieben war.

„Und die Moral?“*) fragte der König hastig.

Gellert sprach nun auch den Schluß der Fabel, der eben die Lehre ausdrückt, welche die Fabel enthielt.

Der König hatte sehr aufmerksam zugehört.

„Das ist recht schön,“ sagte er dann. „Er hat so etwas Coulantes**) in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat nun aber Gottsched***) eine Übersetzung der Iphigenie†) vorgelesen, ich habe das Französische dabei gehabt und doch kein Wort verstanden

---

*) Die Lehre, welche die Fabel einleuchtend machen wollte.
**) Leichtes, Fließendes, etwa auch: Gefälliges.
***) Der mehrgedachte Professor in Leipzig.
†) Ein altgriechisches Trauerspiel, welches Gottsched übersetzt hatte.

Sie haben mir noch einen Poeten*), den Pitsch, gebracht, den hab' ich weggeworfen."

„Ihro Majestät," sagte Gellert lächelnd, „den werfe ich auch weg."

„Nun," sagte darauf der König, „wenn ich hier bleibe, so muß Er öfters wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen."

„Ich weiß nicht, ob ich gut lese," bemerkte darauf Gellert, „ich habe einen so singenden, gebirgischen Ton."

„Ja," sagte der König, wie die Schlesier." „Nein," fuhr er dann fort, „Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder."

Damit war Gellert entlassen. Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging.

Als er weggegangen war, sagte der König: „Das ist ein ganz anderer Mensch, als der Gottsched!" Und am folgenden Tage erklärte er, nochmals auf Gellert zurückkommend, er sei der vernünftigste und tüchtigste unter allen deutschen Gelehrten.

Dennoch aber wurde Gellert nicht mehr zum König beschieden und sah ihn nicht wieder. Wie das kam, ist dunkel geblieben. Vielleicht vergaß ihn der Monarch unter den mancherlei Sorgen und Arbeiten des Krieges, die seine Seele beschäftigten. Jedenfalls bewies die lange Unterredung, daß er Wohlgefallen an ihm gefunden und Gellert ihm Achtung eingeflößt hatte.

Das war ohne Zweifel durch die offene, furchtlose Weise geschehen, in der Gellert dem Könige gegenüber sich ausgesprochen und selbst Bemerkungen gemacht hatte, die dem Könige manches zu bedenken

*) Dichter.

geben konnten. Gellert wurde von allen Seiten beglückwünscht wegen der großen Ehre, die ihm widerfahren, die er aber selbst nicht einmal sehr hoch anschlug. Seine Leiden nahmen wieder zu und plagten ihn sehr. Überdies war es ihm unangenehm, daß der Brief über die Unterredung mit Friedrich dem Großen ohne sein Zuthun öffentlich bekannt wurde, und er beschwerte sich in vertraulichen Briefen aufs bitterste darüber, daß man ihm das gethan hatte.

IV.

Eine betrübende Thatsache im Leben des edlen Gellert war es, daß seine Lage eine so kümmerliche war. Nur ein Mann von seiner Demut und Entsagung konnte mit dem unglaublich geringen Einkommen von 100 Thalern bestehen, und er hätte manchmal Not leiden müssen, hätte er nicht von meist ihm unbekannten Verehrern ansehnliche Geschenke erhalten, die nicht nur seine geringen Bedürfnisse befriedigten, sondern ihm auch die Mittel darboten, den Notleidenden, wo er von ihnen hörte, thätig beizustehen. Und doch wehrte er solche Gaben ab, wo er konnte.

Seine Demut war so groß wie seine Vaterlandsliebe. Der ihn verehrende englische Gesandte in Dresden, Mitschel, bemühte sich eifrig, ihm durch eine Pension eine unabhängige und sorgenfreie Stellung zu erringen. Kaum vernahm er es, als er dem Gesandten selbst Gegenvorstellungen machte und den Minister bitten ließ, doch nicht an ein Jahrgehalt für ihn zu denken, da das arme Vaterland noch so sehr an den Wunden des Krieges blute und die größte Schonung verdiene. Der Gedanke schien ihn zu quälen, daß, während seine Mitbürger unter dem schweren

Drucke der Not seufzten, er, nach seinen Ansichten, im Überflusse leben solle.

Als nach dem Tode eines betagten Professors ihm eine bessere Stelle zugewendet werden sollte, wehrte er sich auf's entschiedenste dagegen und lähmte dadurch das Wirken seiner Freunde für ihn. Dennoch wurden ihm 485 Thaler als Jahrgehalt zugelegt, weil er das Amt abgelehnt hatte, zu dem er als Professor aufrücken sollte. Er hatte es nicht geahnt, aber es freute ihn doch und zeigte ihm wohlthuend, wie treu seine Freunde ohne sein Zuthun und Wissen für ihn besorgt waren. Dennoch ging es ihm oft übel, nach wie vor. So schrieb er einst an seine Schwester in Hainichen: „Ich habe 25 Thaler und wieder 16 Thaler 8 Groschen Kontribution geben müssen. Daher werd' ich mir auch diesen Winter kein Kleid machen lassen. Hier habt Ihr einen Thaler für Euch und acht Groschen für Arme.“

Diese Worte aber lassen uns wieder tief in dies milde, treue Herz blicken. Er kann der auch durch die Kriegslasten hart gedrückten Schwester nur einen Thaler senden und legt acht Groschen für Arme bei! Er hatte gewiß kaum mehr etwas für sich übrig, sonst würde er ohne Zweifel mehr geschickt haben. Der teuern Mutter kann er nichts mehr senden, nun thut er seinem Herzen genug und unterstützt die Schwester und unter den Armen die Ärmsten in seiner ihm teuern Vaterstadt.

Von seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich Christian, wurde Gellert sehr hoch gehalten. Es war gewiß eine von Gellert tief empfundene, wohlwollende Fürsorge, wenn man ihm dringend anriet, anhaltender seiner Gesundheit nachteiliger Arbeiten sich zu enthalten, dagegen nur, wie er das bisher immer schon gethan, der studierenden Jugend durch seinen angenehmen

Umgang nützlich zu werden. Oft erhielt er wohlwollende Zuschriften, von Geschenken begleitet, die ihm die Mittel gaben, sich selbst aus mancher Not zu retten, aber auch andere, deren drückende Not ihm bekannt geworden, seine liebe Schwester und durch sie die Armen in Hainichen zu unterstützen. Die Kriegszeiten forderten schwere Opfer, das empfand jeder.

Auch der Kurprinz und künftige Thronerbe, die Kurfürstin, die Prinzen Albrecht und Clemens, sowie die Prinzessin Christine gaben ihm zahlreiche Beweise ihrer ungeteilten Hochachtung und ihrer wärmsten Verehrung; aber einen der ehrenvollsten und glänzendsten Beweise von Verehrung gab ihm der Kurfürst dadurch, daß, so oft der Hof und die kurfürstliche Familie nach Leipzig kam, Gellert eingeladen wurde, vor dem versammelten Hofe moralische Vorlesungen zu halten. Mochten auch seine Gesundheitsumstände noch so wankend sein, freudig eilte er, diese Wünsche zu erfüllen und er sprach dann so innig, so ergreifend und immer so wahr, daß der Eindruck stets ein tiefer und nachhaltiger war und der Fürst ihm herzlich dankte.

Es war im Jahre 1767 wieder geschehen, und lebhaft und tief war der Eindruck dieser Vorlesungen, denen Gellerts sanfte und doch wohllautende, von dem eignen tiefen Ergriffensein Zeugnis gebende Stimme besonderen Nachdruck gab. Der Kurfürst ließ ihn infolge dieses Eindrucks um eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die studierenden Jünglinge bitten, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren. Daß sie Gellert machen ließ, und dem Kurfürsten übersandte, war natürlich, und nur tiefer wurzelte die Verehrung gegen einen Mann, dessen Einfluß auf die strebsamen Jünglinge und ihr Leben wie ihren Fleiß ein wirklich außerordentlich großer war. Und in der That war

das Leben der Studierenden in Leipzig im allgemeinen durch Gellerts Einwirkung ein ungewöhnlich geordnetes und löbliches. Das wußte man und erkannte es allgemein mit der tiefsten Verehrung an. Und wie zahlreich waren die Beweise dankbarer Herzen, die er von Irrwegen zurückgeleitet hatte auf den Pfad edler christlicher Gesinnung und eines gottesfürchtigen Wandels. —

Seiner Liebe und Dankbarkeit gegen seine Landesherrschaft einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, eignete er die im Jahre 1768 erfolgte neue Ausgabe seiner Werke dieser zu und überreichte sie selbst. Voll Freude über die Aufnahme schreibt er: „Wie liebreich nahm mich der teure Fürst auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir auf meine Anrede, in der ich ihm sagte, daß ich ihm nicht sowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte auszudrücken vermöge, sondern daß ich mehr das Publikum hätte erinnern wollen, wieviel ich meinem Fürsten schuldig wäre und was die Sachsen für einen großmütigen Regenten verehrten." „O," sprach er, „dafür dank' ich Ihnen; das wird mir viel Ansehen geben. Ihr Name ist überall bekannt." „Ich darf kaum sagen," fährt Gellert fort, „wie liebreich mir der Fürst und seine Gemahlin dankten."

Zu mehreren Malen gebrauchte er zu seiner Wiederherstellung das Bad, nämlich in Karlsbad; aber nicht immer war es ihm wohlthätig. Höchst anziehend sind die Schilderungen seines dortigen Lebens, die er in seinen Briefen giebt.

Hatte er dort ein stilles, ruhiges Leben erwartet, wo nur vornehme und angesehene Leute sich zur Badezeit aufzuhalten pflegten, so war seine Rechnung völlig falsch. Alle umdrängten ihn. Die angesehensten Personen, Fürsten und Grafen bewarben sich um seine

Bekanntschaft und Gesellschaft und bewiesen ihm eine Liebe und Verehrung, die wahrhaft rührend ist. Er war für solche Beweise von Verehrung nicht unempfänglich, obwohl sie niemals ihn zu eitlem Selbstgefallen verleiten konnten. Seine Briefe beweisen das genugsam und die Gesellschaft geistreicher und ihm so wohlwollender Menschen machte ihm das Leben angenehm und ließ ihn seine Leiden bisweilen vergessen.

Zwei Männer, die er dort kennen lernte, verdienen besonders genannt zu werden.

Der eine war der alte, tapfere, treue Zieten mit seinem frommen Herzen. Wie mußte sich sein Herz zu dem verwandten Gellerts, dessen Schriften ihm so teuer waren, hingezogen fühlen! Gellert selbst sagt, er habe ihn, als er ihn zum zweitenmale in Karlsbad wiedersah, umarmt wie einen Bruder. Mit ihm verlebte er glückliche Stunden in den Lindenalleen Karlsbads, und oft ging er stundenlang mit ihm spazieren.

Der andere war der berühmte, tapfere Laudon, Zietens Gegner im siebenjährigen Kriege. Gellert ging es mit ihm, wie es uns oft im Leben zu ergehen pflegt, daß wir uns nämlich von berühmten Leuten Vorstellungen machen, welche, wenn uns dieselben persönlich entgegentreten, sich als durchaus irrig erweisen. Was Gellert selbst über Laudon sagt, möchte hier eine geeignete Stelle finden.

„Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besonderen Charakter, ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig redete, fast wie ich, aber richtig und wahr redete, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in der Art, sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte.

Er ist nicht groß von Person, aber wohlgewachsen, hager, aber weniger, als ich, hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas rötliche Augenbrauen, nicht wie ich. Die Ähnlichkeit unseres traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unseres Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, sowie ich mich vor ihm. „O," sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, „ich käme oft gerne zu Ihnen, aber ich fürchte mich; ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen."

Ein anderesmal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann es gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe!" — „Das will ich Ihnen wohl sagen," antwortete ich, „aber sagen Sie mir erst, wie es möglich ist, Herr General, daß Sie die Schlacht bei — (hier läßt Gellert in seinem Briefe einen leeren Raum) — die Schlacht bei Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe!" — Damals habe ich ihn das erste Mal herzlich lachen sehen, sonst lachte er nur halb."

„Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen bereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek (Büchersammlung) aufsetzen; denn das war

seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlicher Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. „Was gebe ich Ihnen denn," fing er einmal an, „das Ihnen lieb ist? Ich möchte es gerne wissen!" „Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt gäben, es wäre mir in meinen gegenwärtigen Umständen gleichgültig!" war Gellerts Antwort.

„Sein Neffe" (Brudersohn), fährt Gellert in demselben Briefe fort, „der in dem Laudonschen Regimente Leutnant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studieren ließe. Er möchte gerne noch etwas lernen." — „Gern," sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen empfohlen sein lassen." Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee, wo niemand uns störte. — Unser Abschied war sehr kurz. — „Was ich Ihnen jetzt gesagt habe," sprach er, „das behalten Sie auf Ihrem Gewissen. — Leben Sie wohl, — ich werde an Sie schreiben." — „Leben Sie auch wohl, liebster Herr General; Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben!"

Noch mit vielen in jener Zeit sehr bedeutenden Personen hatte Gellert täglichen Umgang und Verkehr, und besonders waren es gebildete Frauen vornehmen Standes, welche seine Gesellschaft suchten und sich durch seinen Umgang geehrt und gehoben fühlten. Jeder sann darauf, wie er sich ihm gefällig erweisen könnte. Die edelsten Weine sandte man ihm; man zog ihn in die Gesellschaften und zu Familientafeln; man vertraute ihm die wichtigsten Angelegenheiten und suchte seinen Rat, besonders gegen das, was das Seelenwohl hemmte, oder was die Seele betrübte, und da er an Erfahrung in der Selbstbeherrschung und

Selbstüberwindung im eigenen Leben und Herzen reich war, so gab er die besten, heilbringendsten Ratschläge, und da er als Leidender selbsteigenen Trost zu finden wußte, so spendete er denselben liebevoll denen, die, dessen bedürftig, ihn vertrauensvoll darum baten. Er war im vollen Sinne des Wortes diejenige Person in Karlsbad, welche selbst die Angesehensten, ohne es zu ahnen und noch weniger zu wollen, in den Schatten stellte, und der Mittelpunkt, um den sich alle drängten und bewegten. Dabei war er so demütig, so bescheiden, daß er das kaum selbst merkte, am wenigsten seinem Verdienste beimaß, oft aber sich der allgemeinen Teilnahme entzog und sich schmerzlich darüber beklagte, daß ein berühmter Schriftstellername eine schwer zu tragende Bürde sei, die er in Karlsbad wie in Leipzig nach ihrem ganzen Drucke fühle.

Leider kehrte er nach der dritten Kur in Karlsbad ebenso krank zurück, als er dahin gegangen war. Mehr und mehr traten — besonders häufig nach dem Tode seiner geliebten Mutter und seines Schwagers in Hainichen — Todesgedanken in seinen Briefen hervor.

Öfters gab er den Bitten der ihn verehrenden Familien von Vitzthum und von Zedwitz nach und weilte bei ihnen auf ihren von Leipzig nicht allzuferne gelegenen Gütern und Landsitzen, genoß ihren Umgang und ihre ungemein zarte Aufmerksamkeit und fühlte sich einigermaßen wohler in den ländlichen, friedlichen Umgebungen und in der reinen Landluft. Oft klagte er aber auch hier, und einmal fiel er in eine schwere Krankheit auf einem dieser Güter. Da aber zeigte es sich recht, wie hoch diese Familien ihn hielten, denn er fand eine Pflege, wie er sie besser im Kreise seiner eigenen Angehörigen nicht hätte finden können. Besonders lästige Zeiten waren ihm die Leipziger Handelsmessen. Nicht nur das Geräusch des großen Handels-

verkehrs, nicht nur das Menschengewühl und die damit verbundenen Störungen der Ruhe und Stille, die er so sehr liebte, und deren er wie zu seinen geistigen Arbeiten, so auch zu seiner Gesundheit bedurfte, waren es, was ihn in diesen Wochen so unangenehm berührte, sondern noch weit mehr etwas anderes.

In solchen Zeiten sammelte sich in Leipzig eine große Menge Fremder, nicht bloß des Handels wegen, sondern auch um der Lust und der Sehenswürdigkeiten willen, welche dort zur Schau gestellt waren, oder auch nur, um die Stadt im Gewande ihres Weltverkehrs zu schauen. Leipzig hatte aber für Deutsche und auch andere Nationen nichts, was höher stand, als der „Herr Professor Gellert". Dachten die Fremden etwa nicht an ihn, so machten die Leipziger, die stolz auf ihn und seinen Besitz waren, auf ihn aufmerksam, und das Haus „Zum schwarzen Brette" wurde ein wahrer Wallfahrtsort, wohin jeder sich drängte, entweder um in der Heimat sagen zu können, er habe Gellert gesehen und gesprochen, oder um dem eigenen Bedürfnisse des dankbaren Herzens ein Genüge zu thun. Das mußte für Gellert den Aufenthalt in Leipzig zu solchen Zeiten unangenehm machen, besonders wenn sie mit denen schmerzhafter Krankheitsleiden zusammenfielen, die ihn fast nie verließen, wenn sie auch zu Zeiten milder auftraten.

Daher kam es denn, daß er in solchen Zeiten gern den liebevollen Einladungen aufs Land Gehör gab und sich dort einem Gewühle zu entziehen suchte, das ihm mehr und mehr drückend wurde.

Wäre er auch ein völlig gesunder Mensch gewesen, es hätte ihm unbehaglich werden müssen. Denke man sich in die Lage eines so demütigen und wahrhaft bescheidenen Mannes, dem jeder etwas Angenehmes

zu sagen glaubte, wenn er ihn und seine Schriften pries! Wie mußte ihm das doch zuletzt zum Ekel werden! — Und das Bewußtsein, daß alle diese Leute oder doch die überwiegende Mehrzahl ihn nur anstaunen oder begaffen wollten, um sich nachher damit brüsten zu können, sie hätten den berühmten Dichter Gellert gesehen und gesprochen, mußte ihn das nicht unwillig machen, ob er gleich zu milde war, es die Leute fühlen zu lassen. —

Er, der bezüglich seiner Zeit und seiner Pflicht so gewissenhaft war, mußte dadurch vielfach gestört werden. Und das war ihm das Empfindlichste.

Mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit hielt er nämlich auf seine Vorlesungen und die sorgfältigste Vorbereitung dazu. Seine eigene Fortbildung, die er keinen Tag zu fördern unterließ, das Lesen neuer ihn ansprechender Schriften, vor allem aber die Stunden des Lesens in der heiligen Schrift und des Gebets waren so geregelt, daß er jede Unterbrechung in dieser seiner teuern Lebensordnung schmerzlich empfand.

Sein Fleiß war außerordentlich. Nimmt man zu dem eben Gesagten hinzu, daß er unzählige Briefe schrieb, bald an Freunde, bald an Trostbedürftige, bald an Väter und Mütter, die ihn um liebevolle Aufsicht auf ihre Söhne oder den Umgang mit denselben ersuchten, bald an Herrschaften, die ihn um die Liebe baten, ihnen einen tüchtigen Erzieher oder Lehrer für ihre Kinder zuzuweisen; — nimmt man endlich hinzu, daß es ihm von den Ärzten zur Gewissenspflicht gemacht worden war, sich täglich, zu Pferde oder zu Fuße, die nötige leibliche Bewegung zu machen, so wird man sich selber sagen können, wie gewissenhaft Gellert mit seiner Zeit haushalten mußte, und man begreift es kaum, besonders wenn man seine Leiden hinzunimmt, wegen deren er tage-, ja wochenlang

nicht arbeiten konnte, wie er alles leisten und bewältigen konnte, was er leistete. Es zeigt sich auch hier wieder, wie er es in seinem Tagebuche, welches er auch noch gewissenhaft führte, und in seinen Briefen ausspricht, daß die frühe Gewöhnung an geregelten Fleiß und Thätigkeit ein Segen ist, der sich durch das ganze Leben heilbringend erweist.

Diejenigen Störungen in seiner Lebensordnung, welche er sich am liebsten gefallen ließ, und deren er fast nie in seinen uns aufbewahrten Briefen gedenkt, waren die durch Arme und Notleidende, die bei seinem milden zum Wohlthun geneigten Herzen Hilfe suchten. Das war ein Erbteil des Mutterherzens, an dem er als guter Sohn so treu und liebevoll hing.

Von seiner großen Wohlthätigkeit, welche sich selbst lieber das Notwendigste entzog, ja selbst lieber darbte, als einen bittenden Unglücklichen zurückwies, habe ich schon geredet, allein ist es nicht zu umgehen, daß dessen etwas ausführlicher gedacht wird.

Wenn Gellert, was, wie ich hin und wieder nachwies, öfters geschah, ansehnliche Geldgeschenke von unbekannter Hand durch die Post erhielt, — denn von bekannter Hand wies er sie, wie ich auch gezeigt habe, bittend, man möge ihm nicht Überfluß geben, zurück — dann freute ihn wohl die Liebe, die sich ihm dadurch kundgab, aber noch mehr der Gedanke, daß ihm nun wieder Mittel zum Wohlthun gegeben seien. Seine teure Mutter, seine verwitwete Schwester mit ihren Kindern in Hainichen waren natürlich die Nächsten, die er zu bedenken hatte. Seine Schwester blieb ihm, als die Mutter heimging ins himmlische Vaterhaus. Sie war Witwe des zweiten Pfarrers in Hainichen und wohnte dort. Ihr hatte er eine bestimmte Summe ausgesetzt. Er redet oft in seinen Briefen an sie von den „Dukaten", und dies scheint



die Summe gewesen zu sein, doch leuchtet daraus nicht hervor, für welchen Zeitraum die regelmäßige Gabe galt. Jedesmal legte er aber für Arme in seiner Vaterstadt etwas bei. Hatte er selber nur wenig, so waren es oft nur acht Groschen, — stand es besser um seine Kasse, ein Thaler. Wem es die Schwester geben sollte, bestimmte er nie. „Arme“ ist der Ausdruck, dessen er sich immer bedient. In Leipzig sah er besonders als solche an arme Studierende, die sich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichneten. Zu diesen gehörte in erster Reihe sein lieber Gödike, sein Famulus, mit welchem Namen man die eigentümliche Stellung nannte, in welcher der junge Student zum Professor stand. Dieser teilte Wohnung und Tisch mit Gellert und erhielt regelmäßige Unterstützungen. Dafür that er kleine Dienste und besorgte die wichtigeren Aufträge, hielt Ordnung in der Wäsche und in den Kleidern, in der Büchersammlung und dergleichen. Gödike war dabei wie ein Sohn gehalten und hing mit treuer Liebe an Gellert. Dieser nennt ihn „eine fromme, treue, gute Seele“, und das muß er in der That gewesen sein, hingebend in seiner Liebe und Treue. Gödike war es aber nicht allein. Söhne armer Lehrer und Geistlichen, die in Leipzig studierten, empfingen viele und andauernde Unterstützungen von ihm. Aber auch der dürftigen Familien, der verschämten Armen nahm er sich besonders gerne an, und da waren es Gödike und sein treuer, alter, frommer Diener Sauer, welche diese Notleidenden auskundschafteten und die Liebesgaben, ohne daß es irgend Aufsehen machte, ihnen überbringen mußten. O wie manche Thräne hat er, der selbst Arme, getrocknet, wie manchem Leidenden leibliche und geistige Erquickung gebracht! Denn er verschmähte es nicht, selbst in die Stätten des Jammers zu gehen, und sein Wort war oft reicherer

Segen, als die Gabe, welche seine freigiebige Hand spendete.

Wohl sagt darum jener ausgezeichnete Mann, der erst in der jüngsten Zeit ein Zeugnis für Gellert ablegte, daß es ein segensreiches Leben müsse gewesen sein, über das ein ganzes Buch preisend reden könne, wie es denn das Gellertsbuch wirklich thut, das Baumann in Dresden herausgab, um zu Gellerts Andenken ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder in Hainichen zu gründen. Man könnte hinzusetzen: ein Leben, das so unzählige Beweise treuer und liebevoller Anhänglichkeit aus der Nähe und Ferne, von vornehmen und geringen Leuten empfing.

Einen rührenden Beweis von Teilnahme an seinem stets wachsenden Leibes- und Gemütsleiden gab ihm unter andern sein edler Landesherr, der Kurfürst von Sachsen. Er hatte das sehr zahme gutgeartete Pferd seines Marstalls, welches er ihm schenkte, eigens für ihn zureiten lassen. Das schöne, sanfte Tier pflegte sich, wenn der Reiter es besteigen wollte, auf seine Kniee niederzulassen, damit das Aufsteigen keine Beschwerde verursache, und erhob sich dann so sanft unter seinem Reiter, daß dieser es kaum empfand. Es trat so sanft auf, daß es ebenfalls kaum empfunden wurde, und war so abgerichtet, daß es des Zügels gar nicht bedurfte, sondern mit dem bloßen Worte gelenkt werden konnte. Es scheute vor nichts und ging so sicher, daß es nie fehltrat. Dies alles hatte der Bereiter auf des Kurfürsten Befehl mit langen und großen Mühen dem Tiere beigebracht und angewöhnt in der ausdrücklichen Absicht, dem edlen Gellert damit ein recht bequemes Mittel zur Bewegung zu geben. Darauf wurde ein eigener bequemer Sattel gemacht, darin Gellert, der, weil er eben kein Reiter war, stets in Sorge schwebte, abgeworfen zu werden,

und darum nie ohne Begleitung eines erfahrenen Reiters ausritt, ohne alle Sorge, zu fallen, und äußerst behaglich sitzen mochte.

Solche zarte Aufmerksamkeit, solche liebevolle Sorgfalt rührte Gellerts Herz ungemein, und er wußte gar nicht, wie er seinem Dankgefühle Worte leihen sollte. In Leipzig machte dies kostbare Geschenk nicht nur großes Aufsehen, so daß die Neugierigen kamen, Pferd und Sattelzeug zu bewundern, sondern es erweckte überall Freude, Gellerts wegen, und Dankbarkeit gegen den gnädigen Landesherrn, der den Mann der allgemeinen Liebe und Hochachtung so auszeichnete und die Zierde der Universität zu erhalten strebte.

Leider konnte sich Gellert dieser Liebesgabe nur in sehr beschränktem Maße bedienen; denn selbst die durch des Pferdes sanftes Auftreten kaum merkbare Erschütterung war er bald nicht mehr imstande zu ertragen.

Seit seiner letzten Badekur in Karlsbad, die ihm nicht die geringste Linderung seiner Leiden gebracht hatte, nahmen diese stetig zu. Glieder- und Hüftschmerzen gesellten sich zu den schon fast ständig gewordenen Unterleibs- und Kopfschmerzen und steigerten sich bis zur Unerträglichkeit. „Mein Kopf, mein Kopf!“ ruft er in seinen Briefen, namentlich an seine geliebte Schwester aus, „es ist kaum zu ertragen!“

Nur im Gebete, im Lesen der heiligen Schrift fand er Beruhigung. Aber oft waren seine Nächte schlaflos, seine Tage ununterbrochene Leidenstage. Sein Gemüt wurde mehr und mehr umdüstert und trübe. Nichts konnte ihn erheitern, selbst die Trostlieder nicht, die er gedichtet, und die doch andern ihre Leiden milderten. Nie kam jedoch ein Murren über seine Lippen. Gottergeben trug er alles, und oft machte er sich in seinem zarten Gewissen selbst Vorwürfe über Klagen, die ihm andern gegenüber seine unaufhörlichen Leiden ausge-

preßt hatten, und er bat Gott mit tiefer Reue um Vergebung.

Bei aller Kränklichkeit und selbst unter herben Schmerzen versäumte er indessen keine seiner amtlichen Pflichten, und wenn auch sein Lehrvortrag nicht mehr die große und gewaltig anregende Lebendigkeit hatte wie früher, so waren seine Vorlesungen doch nicht weniger besucht, ja seine Vorträge wirkten durch die rührende Wehmut, welche durch sie hindurchklang, durch die ergreifende Weichheit und stille Traurigkeit seines ganzen Wesens oft mehr als früher, wo ihr hoher, lebendiger, begeisterter Schwung die jugendlichen Gemüter ergriff, erhob und mit sich fortriß.

Einer seiner Lebensbeschreiber läßt sich darüber aus und bezeichnet wahr und schön diese eigentümliche, tiefergreifende Weise seiner Vorträge, die ihnen eine wunderbare Weihe verlieh, mit diesen Worten: „Die Lehren aus seinem Munde hatten jetzt alle Anmut eines stillen Sommerabends, kurz vor dem Untergang der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert.“

Bei den unmittelbar das Gefühl anregenden Stellen seiner Vorträge, nicht minder bei denen, welche unmittelbar erwecklich zu wirken, den Willen und die sittliche Kraft zu erregen bestimmt waren, konnten häufig seine Zuhörer die Thränen nicht zurückhalten, und dieselben flossen nicht bloß der wundersam wirkenden Kraft dieser Worte, sondern in eben demselben Maße dem Bewußtsein, daß vielleicht bald diese rührende Stimme verstummen, dies liebevoll sich ergießende Herz im Tod brechen und der Tod den liebevollsten Freund, den trefflichsten Lehrer in Wort und That wegnehmen werde. Es ist wirklich eine außerordentliche Erscheinung gewesen, wie dieses sanften,

weichen und leidenden Mannes Lehrwort eine so allgemeine Wertschätzung unter den studierenden Jünglingen genoß. Wie außerordentlich groß sein persönliches Einwirken auf sie war, bewies sich thatsächlich bei einer Veranlassung, deren ich hier gedenken muß.

Es war im Sommer des Jahres 1768, als sich ein bisher in Leipzig unerhörter, wilder, unbändiger Geist unter den Studenten kundgab. Der Fleiß, der sie bisher ausgezeichnet hatte, war verschwunden. Parteien stellten sich feindselig einander gegenüber. Tumulte und Aufläufe waren nicht selten, und tobend zogen sie nachts durch die Straßen. Raufereien und Zweikämpfe fielen alle Tage vor; kurz, der Geist der Ordnung und Sitte war gewichen. Alle Welt war erbittert oder betrübt über das rohe Unwesen, dessen Ende gar nicht abzusehen war, da alle Befehle und Verordnungen der Obrigkeit mißachtet wurden und meist das Gegenteil von dem wirkten, was sie wirken sollten. Gellert war tief betrübt und hielt es für seine Pflicht, am Schlusse einer seiner Vorlesungen herzliche, ermahnende und bittende Worte an seine Zuhörer zu richten. Er hatte deren in der Regel über zweihundert. Alle wurden sichtlich ergriffen von ihres Lehrers Worten, die so rührend mahnten und baten.

Seine Worte blieben auch, wenigstens bei denen, die sie vernommen hatten, nicht ohne Wirkung; allein es waren bei weitem nicht alle, die sie gehört hatten. Dennoch legten sich die Unruhen für einige Tage, und es schien, als wolle der alte gute Geist zurückkehren. Allein nur zu bald zeigte es sich, wie tief das Übel eingerissen war. Wieder schritt der Magistrat und die Universitätsobrigkeit ein, und wieder blieben die Maßregeln erfolglos; im Gegenteil, das Übel nahm zu, und alle ruhigen Bürger, alle Beamte und Lehrer sahen mit Grauen der Ausartung des Studenten-

lebens zu, die nun eine traurige Regel in Leipzig zu werden drohte.

Da richtete der Senat, wie die Universitätsobrigkeit heißt, an Gellert die Bitte, er möge eine Ansprache an die Studierenden halten. Wie Gellert immer freudig die Hand zum Guten bot, auch wenn seine Leiden noch so groß waren, so trat er auch hier wieder ein. Man sah, daß ihn die heftigsten Schmerzen peinigten. Die Studenten wurden in die Aula gerufen, wie man den Saal nennt, in welchem alle Universitätsfeierlichkeiten vorgenommen werden, und Gellert trat auf den Lehrstuhl, sichtlich ergriffen.

Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft, Wärme und Beredsamkeit beginnt er eine Ansprache an die Studenten. Todtenstille herrscht im Saale bei den Hunderten, die dort versammelt waren. Man konnte es an den Gesichtszügen der Hörer alsbald wahrnehmen, daß diese bald rührende, bald erweckende und ernst mahnende Rede die Herzen zu ergreifen und zu besänftigen begann. Immer lebendiger fließen die schönen kräftigen Worte von Gellerts Lippen, immer bewegter hören die Jünglinge des ehrwürdigen Mannes Worte und als er, nachdem er die Gerechtigkeit und Milde der Obrigkeit laut gepriesen hatte, nun mit den Worten schloß: „Und wir wollten nicht unsere Ehre und Dankbarkeit darein setzen, unter ihnen ein geruhiges und stilles Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit? Das sei ferne von uns! In dieser Hoffnung verlasse ich diese Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben sollte," — da gingen die zahlreich versammelten Studenten stille und ruhig auseinander, und dies liebevolle und doch so ernste, eindringliche und rührende Mahnwort trug wunderbare Früchte. Der tumultuarische und wilde Geist

legte sich, und Friede und Ordnung kehrten wieder. Die Verehrung gegen Gellert aber nahm mächtig zu, sowohl bei der Obrigkeit als bei der Bürgerschaft und den Studenten.

Das war eine der schönsten Früchte seiner Wirksamkeit, aber auch ein Triumph, der ihm selbst sehr wohl that und ihn zum Preise des Herrn unter Thränen rührte; denn er bekannte in seiner gläubigen Demut: Nicht uns, Herr, nicht uns, deinem Namen allein sei die Ehre!

Aber immer siecher wurde der schwache Leib. Der Geist schien nur noch die gebrechliche Hülle zu tragen. Immer heftiger kehrten die Anfälle seiner Leiden zurück; immer hartnäckiger blieben sie; immer länger dauerte es, bis wieder bessere, wenigstens leichter zu tragende Augenblicke erschienen, für die er inbrünstig seinem Herrn und Heiland dankte und flehte, daß er ihn für neue Anfälle in Gnaden stärken wolle.

Er fühlte und erkannte es, daß das Lämplein dem Erlöschen zuneigte, und er verhehlte es sich nicht. Hatte er sich doch schon lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß seine Tage gezählt seien und er ein hohes Alter nicht erreichen würde. Als der letzte Gebrauch von Karlsbad so ohne alle wohlthätige Wirkung geblieben war, wurde es ihm zur Gewißheit, daß die Stunde nicht mehr ferne sei, wo ihn der Herr abrufen werde, und mehr und mehr vertiefte er sich in das heilige Wort Gottes; mehr und mehr wandte er sich im Gebete zu dem einzigen Arzte in Israel; mehr und mehr machte er sich los von allem Irdischen und wandte seinen Geist mit seinen Gedanken und Wünschen über die Grenzen der Zeitlichkeit hinaus dem Ewigen zu.

Nur ein irdischer Wunsch lebte noch in seiner Seele: er wollte noch einmal nach Meißen, wo er

seine Jugend und Jünglingsjahre verlebt, nach Oberau, an das sich teure Erinnerungen knüpften und wo ihm teure Menschen lebten, und dann nach — Hainichen, zur Stätte seiner Geburt, zu den Gräbern seiner Eltern und Verwandten, zur teuren Schwester und ihren Kindern, zu dem Schatten der Linde, die ihm der teure Vater gesetzt, und die üppig grünte, während seine Kraft gebrochen war.

Eine Ahnung sagte ihm, es sei diese Reise die letzte, welche er machen würde.

Ruhig in seiner Seele, aber von seinen Leiden leiblich gequält, trat er sie an. Die unruhige Zeit der Messe zu Leipzig lag hinter ihm und noch einmal atmete er heimatliche Lüfte, Lüfte, die ihm wohl thaten, aber überall erfüllte ihn das Gefühl einer tiefen Wehmut, nirgends indessen mehr, als in Hainichen, wo ihm Liebe und Dankbarkeit überall entgegenkamen. Er hatte sie verdient. War doch die Stadt um seinetwillen im Kriege verschont worden, während andere schier unerträgliche Lasten trugen. Sie konnte stolz sein auf dieses Stadtkind, das einen Kranz der Ehren für sie flocht und sie, wie selten ein Eingeborner, im treuen Herzen liebend trug.

Und die gute Schwester! Wie glücklich machte sie sein Besuch, und dennoch, wie beugte sie der Anblick des Vielgeprüften, in dessen eingefallenen Zügen der Tod eine Botschaft seines baldigen Kommens eingegraben zu haben schien. Mit ihm weinte und betete sie knieend auf den grünen Hügeln, unter denen die irdischen Reste des Vaters und der Mutter längst in Staub zerfallen waren; mit ihm ruhten sie im Schatten seiner Linde, welche groß und breitästig geworden war im Laufe der Jahre! Wie mild waren die Thränen der Erinnerung, die über des Dichters gefurchte Wangen rieselten! Hier saß er in diesen Tagen oft allein,

und ehrfurchtsvoll störte niemand die stille Betrachtung des frommen Mannes, dessen Auge oft wie verklärt auf dem erinnerungsreichen Schauplatz seiner Kindheit, dann wieder auf den blauen Bergen und den grünen Fluren ruhte, um sich dann hinauf zur ewigen Heimat ahnungsvoll und gläubig zu erheben. Endlich mußte geschieden sein. Das griff tief in das Herz, so tief, daß es erschüttert wurde bis zum innersten und tiefsten Grunde. Segnend alle die, die er kannte, segnend die treue Schwester und sie zum letztenmale in dieser Welt an seine treue Brust drückend, schied er. Und als der Wagen dahinrollte, drückte er sich weinend in die Ecke. Er hatte Abschied genommen von allem, was seinem Herzen teuer war, mit dem Worte: „Gott segne sie und erbarme sich meiner!“ Er kam glücklich nach Leipzig zurück, wo man ihn mit alter, treuer Liebe aufnahm.

Noch eins lag ihm am Herzen.

Keine seiner Schriften, keine seiner Thätigkeiten, so gesegnet sie auch gewesen sein mochten, hatte einen so großen heilbringenden Einfluß geübt, als seine Vorlesungen über die Sitten oder, wie man sie nennt: seine moralischen Vorlesungen. Er hatte sie, immer an ihrer Vollendung arbeitend, sie erweiternd und vervollkommnend, viele Jahre gehalten, und immer war sein Hörsaal gedrängt voll gewesen; immer hatten die Jünglinge mit Begeisterung an seinem Munde gehangen; immer hatten sie neuen Segen in die Brust, in die Familie, nachwirkend auch ins öffentliche Leben getragen, und viele, sehr viele segneten sie, weil sie dadurch dem Guten und Edeln, dem Göttlichen zugeführt worden waren.

Oft und stets lebhaft wiederholt, hatte viele den Wunsch an ihn gerichtet, er möge diese Vorlesungen endlich drucken lassen und sie so der Welt übergeben, damit

sie eben als eine rechte Predigt der Gottseligkeit in eine weitere und aus allen Altersstufen gemischte Gemeinde drängen, als bloß in die jugendliche, die sie gehört und ihren Segen mit heimgenommen hatte; aber immer hatte er widerstrebt, selbst den erprobten Freunden, deren dringender Rat dem heißen Wunsche so vieler völlig entsprach. Weder der ausgebreitete Ruf derselben, noch der Beifall seines geliebten Fürstenhauses vermochte seine Ängstlichkeit zu besiegen, sie dem Drucke zu übergeben.

Was er entgegensetzte, war eben seine Bescheidenheit, die mit keinem seiner Werke eigentlich zufrieden war, sowie der Zweifel an sich selbst, an seiner Kraft und seinen Gaben, der aus derselben Quelle floß. Ob sie auch würdig seien, der Nachwelt überliefert zu werden, das war die Frage, auf die er die bejahende Antwort zu geben nicht wagte. Er meinte, beim Lesen würden andere Anforderungen gestellt, als beim Anhören, und was bei dem lebendigen Worte, unterstützt durch den Vortrag und die Herzenswärme des Tones, beifällig beurteilt worden sei, das würde unter dem richtenden Verstande zusammenbrechen, wenn es jener Beihülfe ermangelnd, kalt und starr im Buchstaben vor das Auge träte.

Je näher seine Freunde mit tiefem Schmerze seine Auflösung herankommen sahen, desto dringender wurden ihre Bitten und Erinnerungen, mit der Herausgabe, der Vorlesungen seine Verehrer zu erfreuen. So gedieh denn endlich bei Gellert der Vorsatz zur Reife, das Werk einer nochmaligen sorgfältigen Durchsicht zu unterziehen, und wie auch seine Leiden ihn plagten, er ging mit dem ihm eigenen Eifer und mit seinem ununterbrochenen Fleiße daran. Zur Vollendung hat er dies Werk leider nicht gebracht und erst nach seinem Tode erschienen diese Vorlesungen, herausgegeben von zweien

seiner Freunde, aber mit Sehnsucht erwartet und mit großer Liebe aufgenommen.

Arzneimittel nahm Gellert schon längere Zeit kaum mehr, weil sie meist bei seinen geschwächten Kräften ohne alle Wirkung blieben, oder gar seine Leiden vermehrten. Er war sich selbst Arzt und spricht sich darüber in einem Briefe bestimmt und genau aus. „Ich brauche seit vielen Jahren bei allen meinen Übeln fast gar keine andere Medizin, als Diät (sehr mäßiges Essen und Trinken), Bewegung — aber keine heftige und —, Geduld, Gebet und Arbeit.“ Solche Arznei war gewiß die allerbeste, und das Gebet darunter die allerwirksamste. Gerade im Umgange der Seele mit ihrem Herrn und Heilande gewinnt sie jene Geduld, die auch Gellert gewann, jene Ergebung, die betet: Nicht wie ich, sondern wie du willst! jene Gewißheit göttlichen Beistandes und göttlicher Hülfe, die als seligste Hoffnung nicht zu schanden werden läßt.

Über sein einfaches, geordnetes Leben drückt er sich in einem Briefe an einen Freund so aus: „Ich esse die einfachsten Speisen, ohne alle Würze, täglich Spinat, Sommers und Winters, und getrocknete Pflaumen, mehr Brot als Fleisch, und weil ich am Magen und an den Zähnen leide, stets weich bereitete Speisen. Ich trinke mittags ein Glas Burgunder, abends ein Glas Moslerwein und Wasser. Ich trinke keinen Tropfen Kaffee mehr, weil ich ihn durchaus nicht vertragen kann, sondern früh um sechs Uhr etliche Tassen Hallerschen Kräuterthee oder Alpenthee und eine Stunde darauf warme Gesundheitsschokolade. — Ich reite täglich eine Stunde, auch im Winter eine halbe.

Dennoch litt er an Stockungen und Schmerzen im Unterleibe und Kopfe täglich mehr; die Beängstigungen und der Trübsinn nahmen täglich zu, aber

trotzdem versäumte er der Pflichttreue nie, seine Vorlesungen zu halten, solange es ihm seine stets wachsende Schwäche irgendwie zuließ.

Im Vorgefühle seines nahen Todes, auf den er sich wie ein echter frommer Christ lange Zeit vorbereitet hatte, waren alle Briefe, die er schrieb, mit einer rührenden Liebe und Wehmut verfaßt und doch voll christlicher Glaubenskraft und Hoffnung des ewigen Lebens.

Es gereichte ihm zum reichen Troste, daß, als er das Bett nicht mehr verlassen konnte, seine treuesten und ältesten Freunde fast täglich um ihn waren. Seine Blicke ruhten mit liebevoller Dankbarkeit auf ihnen, seine Worte äußerten die innigste Liebe und dankbarste Anerkennung ihrer Treue. Vorzüglich wohl that es ihm, daß seine Schwägerin, die vortreffliche Gattin seines Bruders, des Oberpostkommissärs Gellert, bei der ersten Kunde von seinem besorglichen Erkranken zu ihm geeilt war, um ihm die zarteste weibliche Pflege zu widmen. Sie wich nicht von ihm, ermüdete nicht in der Erfüllung der schönen Pflicht, welcher sie sich geweiht hatte, und war eine rechte Erquickung für ihn durch Hülfeleistung und liebevollen Trost. Wie reich lohnte der edlen Frau seine Dankbarkeit!

Vier Tage vor seinem Ende sprach er mit dieser seiner sanften Pflegerin und seinen Freunden Heine, Hebenstreit und Ludwig, die ihre ärztliche Kunst zu seiner Erhaltung vereinigten, über die Herausgabe seiner Schriften, die er nicht mehr hatte besorgen können, und bestimmte seine abwesenden Freunde J. A. Schlegel und G. L. Heyer als Herausgeber derselben; dann richtete er sich auf seinem Lager auf, entblößte sein schon ergrautes Haupt und betete mit schwacher, aber dennoch deutlich vernehmbarer Stimme,

voll Preis, Dank, Liebe und kindlichem Vertrauen zu dem Herrn. Darauf sank er ermattet zurück, und die Andacht seines Blickes, die gefalteten Hände, das leise Bewegen seiner Lippen deuteten darauf hin, daß er im stillen fortbetete. Auf seinen Wunsch kam der würdige, von ihm hochgeachtete Pfarrer Ch. W. Thalemann zu ihm, mit dem er sich lange unterredete. Aus dieser Unterredung ging hervor, daß er dem Tode mit der Heiterkeit entgegensah, welche nur der lebendige Glaube an den verleihen kann, der dem Tode seine Macht genommen und dem Grabe seine Schrecken, und der unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat. Als Thalemann die Worte in der Geschichte des Lazarus: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank," auf ihn anwendete, rief er, von diesen Worten ergriffen, aus: „Ach, wenn ich doch das wäre!" Später fügte er, sich tröstend, hinzu: „Nun, ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich als den Deinigen lieb hast!" Zu seinem Freunde Heyer, der bei der Nachricht, daß Gellert lebensgefährlich darniederliege, zu ihm geeilt war, sagte er: „Das ist gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, dies, liebster Freund, ist mein Bekenntnis auf meinem Todesbette, aber" — setzte er mit sichtbarer Heiterkeit hinzu — „mir ist Barmherzigkeit widerfahren!"

Seine letzten Kräfte sammelte er zu einem feierlichen Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens. Er versicherte seinem Beichtvater, dem würdigen Thalemann, noch niemals die Kraft und Beruhigung der evangelischen Verheißungen in solchem Grade empfunden zu haben, wie jetzt.

Die Kunde von Gellerts lebensgefährlicher Krankheit war auch nach Dresden gelangt und hatte in der ihn so sehr liebenden und hochachtenden kurfürstlichen

Familie eine tiefe Besorgnis erweckt. Der Kurfürst gebot seinem Leibarzte Demiani, sogleich nach Leipzig zu eilen und alles aufzubieten, was die Kunst vermöge, um dies teure Leben zu erhalten. — Täglich mußten berittene Eilboten die Kunde über das Befinden des Leidenden dem Kurfürsten bringen.

Die Nachricht von dieser großen Teilnahme seines Landesherrn gewährte Gellert eine große Freude, und der Eindruck war ein so wohlthätiger für ihn, „aber — setzte er sogleich zu der Äußerung seiner Freude über diese Teilnahme hinzu, als sei er in seiner Freude zu weit gegangen — „verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind und noch so gerne helfen wollen; — meine Hülfe kommt vom Herrn!" — Als seine Schmerzen, welche durch die eingetretene Unterleibsentzündung verursacht wurden, sich nun auf eine außerordentliche Weise steigerten, rief er aus: „Was sind diese Schmerzen gegen diejenigen, die mein Erlöser duldete? Er wurde von den Seinigen verhöhnt, und mich Unwürdigen ehret mein Fürst!"

An die um sein Bett versammelten Freunde richtete er die innige Bitte, wenn seine Schmerzen zu heftig würden, möchten sie ihn doch mit ihren Gebeten und ihrem Zuruf unterstützen.

„Ich kann nicht viel mehr fassen," sagte er, als seine Kräfte immer mehr sanken, „aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir!"

Alle diese frommen und heiligen Gesinnungen erfüllten seine Seele und zeigten sich in ihrer schönsten Verklärung, als er das heilige Mahl aus Thalemanns Händen empfing. Er eignete sich die Versicherungen der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Seel-

sorger aus dem Evangelium erteilte, mit der lebhaftesten Inbrunst zu und forderte alle, die ihn umgaben, besonders seinen lieben Gödike und seinen schmerzgebeugten Diener Sauer auf, sich mit ihm zu erbauen, mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinem Beichtvater zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwindende Kraft und Süßigkeit des göttlichen Trostes empfinde, und daß ihm die erst jetzt recht bemitleidungswürdig erschienen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers suchten und fänden.

Sein Lager war ihm zur wahren Folter geworden; dennoch ertrug er mit wunderbarer Geduld seine Qualen. Er überließ sich willig und geduldig allen Versuchen, welche die Ärzte machten, sein teures Leben zu retten, auch wenn sie seine Qualen nur mehrten, ohne sie im mindesten auch nur für einen Augenblick lindern zu können. Wie sich auch seine Leiden steigerten, seine Geduld hielt aus, seine Glaubenskraft überwand alle Schmerzen, und wer den stillen Gottesfrieden, das liebevolle Lächeln sah, mit dem er die Freunde anblickte, hätte glauben mögen, er leide nur wenig.

Als ihm der Leibarzt Demiani sagte, wie groß die Teilnahme und Bekümmernis der kurfürstlichen Familie sei, traten Thränen in seine Augen; er faltete seine Hände und betete für den teuren Fürsten und sein Haus.

Den Tag vor seiner Auflösung hatte er einige Stunden einen erquickenden Schlaf, der ihn bis jetzt geflohen hatte. Er fühlte sich so erquickt, daß er seine Gebete für seinen Fürsten, für seine gegenwärtigen und abwesenden Verwandten und Freunde, für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewesen waren, wiederholen und sie noch einmal mit Nennung ihrer

Namen segnen konnte. Diese Segenswünsche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er zu verlassen im Begriff stand.

Endlich glaubte er die Nähe des Todes zu empfinden und wünschte von seinen Ärzten zu erfahren, wie lange sein Kampf noch dauern könnte. Auf die Antwort: „Vielleicht noch eine Stunde,“ — erhob er mit freudig verklärtem Angesicht seine Hände und sprach: „Nun, gottlob! nur noch eine Stunde!“ — wendete sich dann mit noch heiterem Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter den Gebeten seiner um sein Bett stehenden Freunde und entschlummerte, um für diese Welt nicht mehr zu erwachen. —

Das war am 13. Dezember 1769 gegen Mitternacht.

Es war der sanfte Tod des Gerechten, wie er sich ihn vom Herrn erfleht hatte. —

Um das Lager standen die betenden, weinenden, tief ergriffenen Freunde, die es im Grunde ihrer Seelen fühlten, welch einen unersetzlichen Verlust sie erlitten.

Als aber der Tag kam und durch Leipzig die Kunde flog: Gellert ist in dieser Nacht gestorben, der treue Knecht ist zu seines Herrn Freude eingegangen, — da wurden laute Wehklagen vernommen von allen Orten und Enden, da sah man Männer weinen, in deren Augen selten eine Thräne kam; da drückte sich in dem Leide, das alle Stände des Volkes mit gleicher Kraft und Macht ergriff, das reiche Maß der Liebe aus, die man dem Heimgegangenen in treuem Herzen gehegt und bewahrt hatte. Das war ein Zeugnis, wie es selten einem zuteil wird und das heilige Wort bewährte sich einmal wieder herrlich: Das Andenken der Gerechten bleibet im Segen, aber das Gedächtnis der Gottlosen vergehet.

Als die Todesnachricht durch die Gaue Deutschlands hinzog, da war's eine Trauerkunde für das ganze Volk, dessen Liebling Gellert geworden war, und tausende und abertausende weinten ihm Thränen der Liebe nach. Wie der Schmerz um ihn fast ohne Maß war, so erhob man auch seine Verdienste, und oft über die Grenze hinaus, die Menschenlob wohl beachten sollte.

Zahllos war der Andrang derer, denen er ein Tröster, ein Helfer in der Not gewesen war, die teuren Züge noch einmal auf Erden zu schauen, und lautes Wehklagen wie stummer Schmerz offenbarten sich bei seiner Leiche, deren gefaltete Hände viele küßten und mit ihren Thränen benetzten. Sein Bruder, der Oberpostkommissär war so tief von dem Hingange des geliebten Bruders ergriffen, daß er kurz nach ihm starb.

Der Leichenzug gab Zeugnis, wie lieb man den Verstorbenen gehabt hatte. Er war unabsehbar. Aus weiter Ferne waren seine Verehrer herbeigeeilt, aber nicht bloß diese aus der Ferne gekommenen Freunde, nein ganz Leipzig, konnte wohl gesagt werden, gab ihm das letzte Geleite, und man konnte ohne der Wahrheit irgend zu nahe zu treten, sagen: nie sind so viele, nie so aufrichtige Thränen über den Tod eines Mannes in Leipzig vergossen worden. —

Darin aber stimmten und stimmen auch wir in das allgemeine Urteil ein: Er war ein seltener Mensch, von den liebenswürdigsten, achtungswertesten Eigenschaften, ein Mann, dessen sittliche Einwirkung auf seine Zeit und selbst auf die Zeit nach ihm von einem mächtigen Erfolge war, ein Mann endlich, der dem religiösen Leben Dienste leistete, die zwar vielfach verkannt, aber auch wieder freudig anerkannt wurden und heute wieder werden. Damals war nur eine Stimme über ihn, und dieser Stimme des liebenden Dankes gaben eine Anzahl seiner Freunde und Zuhörer sicht-

baren Ausdruck, indem sie ihm ein Denkmal auf dem Johanniskirchhofe in Leipzig setzten, wo er seine Ruhestätte zu finden gehofft hatte; aber in der Johanniskirche wurde ihm ein würdigeres, sein Andenken ehrendes errichtet. In dem Wendlerischen Garten errichtete ihm Öser noch ein anderes.

Sein treuer Bruder, dem der Schmerz um ihn das Herz brach, wurde neben ihm in die ausgemauerte Gruft eingesenkt.

Fassen wir noch einmal die Einzelzüge seines Bildes zusammen, so tritt uns bei ihm zuerst seine tiefe Religiosität entgegen. Sie war der innerste, aber auch der edelste Kern seines Wesens. Sie durchdrang sein ganzes Thun und Leiden und war die treueste Begleiterin seines Lebens. Er bekannte sich aufrichtig und mit der vollsten Kraft der Überzeugung zu den heiligen Lehren der evangelischen Kirche. Das Wort Gottes war ihm ein Heiligtum, zu dem er in jeder stillen, heiligen Stunde zurückkehrte, dessen eifriges Lesen seiner Seele Halt und Erquickung gab. Sie war ihm voll und ganz das Wort Gottes. Daher die innige Verehrung für sie und die gläubige Festhaltung ihrer Offenbarungen und Verheißungen. Den festen Glauben seiner eigenen Seele auch in seinen Zuhörern zu beleben, war sein eifrigstes Streben. Aus diesem Glauben erwuchs sein belebendes Wort und der mächtige Eindruck, den es in seinen Vorträgen wie in seinem persönlichen Umgange machte. Seine Frömmigkeit war innig und tief. Wie herrlich offenbarte sie sich in seinen Leiden, in seinem Sterben! Wie teuer war ihm der Tag des Herrn, und wie christlich fromm beging er ihn! Nie versäumte er den Gottesdienst. Mit tiefer Andacht folgte er der Predigt des göttlichen Wortes. Das Liebste und Teuerste aber war ihm das Gebet, und nie vergaß er in und bei demselben

die Fürbitte. Mit welcher Innigkeit bat er seine Freunde auf seinem Sterbebette, für ihn zu beten! Mit treuer Seele hielt er an dem Heilande und Erlöser! Des Herrn Name reichte hin, seiner Seele Trost und höheren Aufschwung zu geben.

Zur Förderung seiner Gottseligkeit führte er seit dem Jahre 1752 ein Tagebuch, worin er seine eigenen Seelenzustände zeichnete, seine Fehler bekannte und sich überhaupt Rechenschaft von seinem äußeren und inneren Leben gab, mit aller Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Welch schönes Beispiel aufrichtiger Frömmigkeit! Wie zeigte er dadurch, daß es ihm ein heiliger Ernst war, sein Kreuz auf sich zu nehmen und seinem Heilande nachzufolgen!

Zu seinen besonderen Vorzügen gehörte sein liebreiches, menschenfreundliches Herz. Es war dies eine rechte und echte Frucht seiner christlichen Gesinnung. Wie trübe seine Stimmung sein, wie heftig ihn seine Leiden anfechten mochten, nie ließ er es andere entgelten. Immer war er freundlich, zuvorkommend, herzlich. Sein Herz gehörte vorzugsweise der Jugend. In ihr sah er die künftigen Geschlechter, in den Jünglingen, die seine Zuhörer waren, die künftigen Lehrer und Führer, die Bildner des Volkes und dessen Vorbilder. Darum sowohl, wie um ihrer selbst willen suchte er sie auf die Bahn eines sittlich-frommen Lebens zu führen. In einem beneidenswerten Grade gelang ihm dies. Was er in einem seiner religiösen Lieder so schön sagt von dem inneren Glücke dessen, der eine Seele vom Untergange rette, das erfuhr er selbst an sich; denn viele Seelen hat er gerettet, und die Liebe zu ihm, wie die allgemeine Trauer um sein Hinscheiden entquoll der Dankbarkeit für solche Rettung. In dieser Beziehung war er ein reich begnadigtes Werkzeug des Herrn. Kein Opfer an Zeit und Mühe

war ihm zu groß, das er nicht freudig gebracht hätte, um dies schöne Ziel zu erreichen. Waren doch zahlreiche Briefe, die er schrieb, eben dem Zwecke gewidmet, Wankendes zu befestigen, frisch Grünendes zu pflanzen.

Aus derselben Quelle floß auch seine Wohlthätigkeit.

Gellert mußte seine ganze Jugend hindurch ringen mit äußerer Not, und als er Professor geworden, waren hundert Thaler Besoldung wahrlich nicht geeignet, viel übrig zu haben. Und doch hatte er es, versagte sich oft gewohnte Bedürfnisse, um einem Notleidenden zu helfen, und das that er mit einer Freundlichkeit und Freude, die fast annehmen ließ, als sei er der Empfänger der Wohlthat, statt der Spender. Meist begleitete er seine Wohlthaten mit den herzlichsten Tröstungen oder, so es not zu thun schien, mit den eindringlichsten Ermahnungen. Oft mußte der fromme Gödike oder manchmal auch der treue Sauer warnen, nicht allzu freigebig in Spenden von Unterstützungen zu sein, weil ihm ja sonst selbst nichts übrig bliebe. Dann sagte er mild lächelnd: Der Herr hat es mir in seiner Barmherzigkeit noch nie an dem gänzlich mangeln lassen, was notwendig zum Leben ist.

Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft und er in ihr treu, wie man es nur sein kann. Für seine Freunde gab und konnte er alles hingeben. Ein Beispiel darf ich hier nicht übergehen. Einer seiner vertrauten Freunde sagte einst bei ihm, — sicherlich nicht, um Hülfe bei ihm zu finden, denn er wußte ja genau, wie sorgenvoll oft seine Tage in betreff des Geldes waren — daß ihm gewisse Gelder, auf die er gerechnet, ausgeblieben seien. Lächelnd steht Gellert auf, geht an sein Pult und nimmt ein Papier mit dreißig Louisdor in Gold heraus, die

er erst kürzlich als Geschenk empfangen hatte, legt die in des Freundes Hand und sagt: „Ich bin zwar selten so reich, aber diesmal bin ich es und danke Gott dafür, daß ich es bin. Nehmen Sie es von mir an!“

Für sich hat er nie einen Freund in Anspruch genommen, aber wenn es galt, irgendwo eine große Not zu lindern, und ihm selbst fehlten alle Mittel, so ging er ohne weiteres zu ihnen und bat sie, da er nicht helfen könne, an seiner Statt einzutreten, eine Bitte, die selten vergeblich war. Die weiteste und längste Trennung, ja eines Freundes völliges Schweigen konnte seiner Freundschaft nicht den mindesten Abbruch thun. Sein Herz umfaßte alle Menschen mit Liebe und Wohlwollen. Gern glaubte er das Gute von jedem. Auf seine Freunde ließ er nichts kommen. Seine Seele hatte vor dem Freunde kein Geheimnis, und dessen Geheimnisse ruhten sicher, wie im Grabe, in seiner Brust. Gellert wählte von Zeit zu Zeit einen aus dem Kreise seiner Zuhörer zu seiner beständigen Gesellschaft, dem dann alles, was das Innere und Äußere seiner kleinen Hauswirtschaft betraf, zutrauensvoll überlassen blieb. Er teilte Tisch und Wohnung mit ihm, und überall half er ihm liebevoll bei seiner Fortbildung. Keiner aber war ihm so ans Herz gewachsen, als sein treuer Gödike, der nachmals ein ausgezeichneter Geistlicher wurde; aber keiner hing auch wieder mit so hingebender, kindlicher Liebe an ihm, wie dieser. Er war sein Freund, sein Vertrauter, sein Berater, der Verwalter seiner Angelegenheiten, der Spender seiner Wohlthaten; er mußte für Küche und Keller, Wäsche und Kleidung sorgen und that's mit Freudigkeit und Treue. Viele Arbeit hatte er damit freilich nicht; denn es war ja alles so einfach und bescheiden, und meist war mehr Mangel, als Überfluß auf diesem Gebiete.

Seine Bescheidenheit und Demut war außerordentlich groß. Er dachte nie an sich, stets an andere und ihr Wohl. Ehrgeiz kannte seine Seele nicht, ja er geriet bei Auszeichnungen in große Verlegenheit und zog sich so schnell als möglich zurück. Er sprach mit wahrer Begeisterung und tiefempfundener Dankbarkeit von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfing, aber nie, nie suchte er sie, ja er lehnte sie, wenn er konnte, entschieden ab. Er meinte immer, er verdiene es nicht und entziehe es würdigeren Menschen, als er sei.

In seinem Tagebuche ist es ein ehrender Zug, daß er unter den Wohlthaten Gottes, die er im Jahre empfangen habe, auch stets dankend erwähnt, daß ihn Gott vor Spott und seinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahrt habe. Angenehm und wichtig war ihm der Beifall der Menschen, aber nie haschte er danach, nie buhlte er darum. Wurde ihm Lob, so errötete er wie eine Jungfrau. Wohl that ihm das Anerkenntnis von Leuten niederen Standes. Wie freute es ihn, als einst ein preußischer Feldwebel in sein Zimmer trat und ihm sagte, er habe viele Meilen Umweges nicht gescheut, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihm für den Genuß zu danken, den ihm seine Schriften gewährt. Gerne weilte er bei einem anderen Vorfalle. Als er bei seiner dritten Reise nach Karlsbad in einem Posthause unterwegs verweilte, trat eine alte Magd schüchtern an ihn heran und fragte, ob er der Herr sei, der so schöne Bücher geschrieben habe? Der ungestüme, freudige Eifer der Dankbarkeit, womit sie seine aus Bescheidenheit widerstrebende Hand ergriff und küßte, hat einen tiefen wohlthuenden Eindruck auf sein Herz gemacht, und er konnte lange Zeit sich dessen in der Erinnerung erfreuen.

Wenn dann aus solch einem Munde ein Segens-

wunsch für ihn floß, dann konnte ihn das tief ergreifen und rühren.

Wie pflichttreu er war, das geht aus tausend Zügen seines Lebens hervor. Nichts konnte ihn abhalten, seine Pflicht zu thun, und wenn er die empfindlichsten Schmerzen litt. Selbst die liebenswürdigste Gesellschaft verließ er, wenn die Stunde kam, zu welcher ihn seine Pflicht in Anspruch nahm. Ohne weiteres bat der sonst so höfliche, rücksichtsvolle Mann jeden, der bei ihm war, ihn zu verlassen, weil nun seine Pflicht ihn abrufe. Wie alle seine Zeit geregelt war, wissen wir. Von der Einteilung derselben ging er so wenig ab, als von seiner Lebensweise, wenn ihm auch bei Gastmählern das Köstlichste geboten war.

Einfach in seinem Wesen, war er ebenso einfach in seiner Kleidung. Als ihm eine Freundin ein Paar kunstvoll von ihr gearbeitete Manschetten sandte, wie sie die Männer in jenen Tagen trugen, schrieb er ihr, indem er ihr herzlich dankte, er trüge zwar nie Manschetten, aber ihr zuliebe wolle er die ihm geschenkten tragen, auch gegen seine Gewohnheit, weil er auf solche Äußerlichkeiten nichts gebe.

Sein Umgang war einnehmend und gewinnend, denn er zeichnete sich durch edle Unschuld und Reinheit aus. Rein, wie sein Herz, waren seine Reden, seine Scherze, sein Benehmen. Überall und in allem spiegelte sich die reinste, lauterste Frömmigkeit ab.

So war Gellert, so dachte, redete, handelte er. Wer wollte von uns, liebe Leser, nicht bekennen, daß die Thränen an seinem Grabe wohlverdiente gewesen wären? Wer von uns wünschte nicht, daß einst solche Thränen auch an seinem Grabe flössen?

— 50